Sc 163.838

VI

WIENER STADTBIBLIOTHEK

1. Interview
2. Der Dichter
3. Verwirrung in Böhmen
4. Politische Bewegung
5. Das Register
6. Nicht Paralyse aber Gehirnerweichung
7. Eine Ansichtskarte
8. Der Pensionsfonds
9. Wir machen jetzt ein Frebitsch ...
10. Mortlebens Freund
11. Johann Strauß
12. Türkische Orden
13. Die Krankheit des Königs von England
14. Die Literatur des Publikums
15. Fauler Lagunenzauber

Interview

Dezember 1904

Ein Bevorzugter spricht: »Wiewohl sie, um von allen Aufregungen verschont zu sein, keine Besuche annimmt, konnte ich dennoch mit einiger Zuversicht darauf rechnen, daß sie bei mir eine Ausnahme machen werde«. Er trat ein. »Ein fröhliches Lachen geht über ihr Gesicht; lebhaft streckt sie mir die Hand entgegen und ruft: ‚Nein, das ist aber wirklich nett!'« Und beim Abschied bittet die Patientin, »den Besuch zu wiederholen«. »Ich sage zu, aber unter der Bedingung, wenn wir absolut nicht von Sachen sprechen, die sie aufregen könnten.« Und »sie bittet, ich möchte beim Weggehen dem Portier einschärfen, daß er jeden anderen Besucher abschlägig bescheiden solle. ‚Natürlich mit der einen Ausnahme', meint sie. Dann reicht sie mir die Hand und ruft heiter ‚Auf Wiedersehen!' nach.« . . . Die anderen erfahren bestenfalls von Hausmeistern, Stubenmädchen und Garderoberinnen, was in dem Privatleben einer Künstlerin vorgeht. Er von ihr selbst! Der höchste Marquis Posa-Triumph eines Ritters moderner Gedankenfreiheit: Pepi, der Herr wird künftig ungemeldet vorgelassen!

INTERVIEW

Dezember 1904

Ein Bevorzugter spricht: »Wiewohl sie, um von allen Aufregungen verschont zu sein, keine Besuche annimmt, konnte ich dennoch mit einiger Zuversicht darauf rechnen, daß sie bei mir eine Ausnahme machen werde«. Er trat ein. »Ein fröhliches Lachen geht über ihr Gesicht; lebhaft streckt sie mir die Hand entgegen und ruft: ‚Nein, das ist aber wirklich nett!'« Und beim Abschied bittet die Patientin, »den Besuch zu wiederholen«. »Ich sage zu, aber unter der Bedingung, wenn wir absolut nicht von Sachen sprechen, die sie aufregen könnten.« Und »sie bittet, ich möchte beim Weggehen dem Portier einschärfen, daß er jeden anderen Besucher abschlägig bescheiden solle. ‚Natürlich mit der einen Ausnahme', meint sie. Dann reicht sie mir die Hand und ruft heiter ‚Auf Wiedersehen!' nach.« . . . Die anderen erfahren bestenfalls von Hausmeistern, Stubenmädchen und Garderoberinnen, was in dem Privatleben einer Künstlerin vorgeht. Er von ihr selbst! Der höchste Marquis Posa-Triumph eines Ritters moderner Gedankenfreiheit: Pepi, der Herr wird künftig ungemeldet vorgelassen!

Jänner 1903

~~Herr Baron~~ H/, für dessen dramatisches Schaffen die Wiener Journalistik seit jeher eine Vorliebe hatte, weil man bekanntlich in den Zwischenakten seiner Stücke auch gratis essen kann, ist kürzlich interviewt worden. Ein Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals' war bei ihm und schildert ihn begeistert als einen Grandseigneur, der Kunst und Wissenschaft pflege, während seine »Standes- und Vermögensgenossen« sich bloß mit Ballet und Variété abgeben. Nun, über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten, und die Frage, wer sich um sein Zeitalter größere Verdienste erwirbt: Der eine gute Ballerine aushält oder der ein schlechtes Stück schreibt, ist noch nicht endgiltig entschieden. Sicherlich wäre auch gegen die Passionen des Freiherrn v. H/ nicht das geringste einzuwenden, wenn sie in demselben Maße die Angelegenheit eines Privatlebens blieben, wie die Beziehungen seiner Standesgenossen zu Ballet und Variété. Das tun sie aber leider nicht, und auch die Hoffnung, das ‚Neue Wiener Journal' werde, wenn es schon berufsmäßig galante Affären zum Gegenstande publizistischer Erörterung macht, wenigstens den dramatischen Drang des Herrn v. H/ diskret behandeln, hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil. Der Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals' sucht Herrn v. H/ eigens auf, plaudert mit ihm über die Methode seines Schaffens und läßt hoch das Lied von dem braven Mann klingen, der Jäger und Automobilist, Chemiker und Schauspieler, ein Dichter und ein Held sei. Also ein bischen Aufgeschnittenes, womit sich diese dankbaren Preßgemüter für die belegten Brötchen jener denkwürdigen Carltheateraufführung noch heute revanchieren zu müssen glauben. Schon der Anfang des Berichtes, die Schilderung des »prächtigen Palastes mit solider Freitreppe«, zeugt von dem Wohlwollen des Besuchers. O diese Journalisten! Wenn sie in ein besseres Haus kommen dürfen, benützen sie natürlich die Freitreppe. Und wenn sie oben sind, nennen sie den Hausherrn dankbar einen Dichter. Dem Baron H/ gibt man den Ehrentitel schon aus dem Grunde, weil er »es durchaus nicht nötig hat, Tantièmen zu beziehen«. Aber gerade dadurch wird er umso interessanter. »Was treibt einen freien, unabhängigen, unbescholtenen Menschen zum Schreiben?« Das kann ein Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals' nicht fassen! Frei und unabhängig, das ginge noch; aber — unbescholten? Herr v. H/ gibt eine befriedigende Erklärung: »Ich schreibe, wenn sich mir eben eine Zeit bietet und wenn ich durchaus nichts anderes im Kopfe habe . . .« »Der Februar ist zum Dichten der beste Monat, denn da ist die Jagd vorüber, die Ballsaison und die Gesellschaften hat man auch schon satt. Was tut man also am Vormittag? Man denkt und schreibt, das Wetter ist schlecht, ausgehen kann man nicht, ich bin also dazu bemüßigt.« . . . »Was könnte ich sonst in meiner freien Zeit tun? Tarokspielen! . . . Das erscheint mir langweilig . . . da schreibe ich doch lieber.« Jetzt also wissen wir, wie der Freiherr Philipp v. H/ zum Dichter ward, und es bleibt uns nichts übrig als die Hoffnung, daß uns der liebe Himmel andauernd gutes Wetter schenke.

DER DICHTER

Jänner 1903

Der Freiherr Philipp v. Haas, für dessen dramatisches Schaffen die Wiener Journalistik seit jeher eine Vorliebe hatte, weil man bekanntlich in den Zwischenakten seiner Stücke auch gratis essen kann, ist kürzlich interviewt worden. Ein Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals' war bei ihm und schildert ihn begeistert als einen Grandseigneur, der Kunst und Wissenschaft pflege, während seine »Standes- und Vermögensgenossen« sich bloß mit Ballet und Variété abgeben. Nun, über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten, und die Frage, wer sich um sein Zeitalter größere Verdienste erwirbt: der eine gute Ballerine aushält oder der ein schlechtes Stück schreibt, ist noch nicht endgiltig entschieden. Sicherlich wäre auch gegen die Passionen des Freiherrn v. Haas nicht das geringste einzuwenden, wenn sie in demselben Maße die Angelegenheit eines Privatlebens blieben, wie die Beziehungen seiner Standesgenossen zu Ballet und Variété. Das tun sie aber leider nicht, und auch die Hoffnung, das ‚Neue Wiener Journal' werde, wenn es schon berufsmäßig galante Affären zum Gegenstande publizistischer Erörterung macht, wenigstens den dramatischen Drang des Herrn v. Haas diskret behandeln, hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil! Der Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals' sucht Herrn v. Haas eigens auf, plaudert mit ihm über die Methode seines Schaffens und läßt hoch das Lied von dem braven Mann klingen, der Jäger und Automobilist, Chemiker und Schauspieler, ein Dichter und ein Held sei. Also ein bischen Aufgeschnittenes, womit sich diese dankbaren Preßgemüter für die belegten Brötchen jener denkwürdigen Carltheateraufführung noch heute revanchieren zu müssen glauben. Schon der Anfang des Berichtes, die Schilderung des »prächtigen Palastes mit solider Freitreppe«, zeugt von dem Wohlwollen des Besuchers. O diese Journalisten! Wenn sie in ein besseres Haus kommen dürfen, benützen sie natürlich die Freitreppe. Und wenn sie oben sind, nennen sie den Hausherrn dankbar einen Dichter. Dem Baron Haas gibt man den Ehrentitel schon aus dem Grunde, weil er »es durchaus nicht nötig hat, Tantièmen zu beziehen«. Aber gerade dadurch wird er umso interessanter. »Was treibt einen freien, unabhängigen, unbescholtenen Menschen zum Schreiben?« Das kann ein Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals' nicht fassen! Frei und unabhängig, das ginge noch; aber — unbescholten? Herr v. H. gibt eine befriedigende Erklärung: »Ich schreibe, wenn sich mir eben eine Zeit bietet und wenn ich durchaus nichts anderes im Kopfe habe . . .« »Der Februar ist zum Dichten der beste Monat, denn da ist die Jagd vorüber, die Ballsaison und die Gesellschaften hat man auch schon satt. Was tut man also am Vormittag? Man denkt und schreibt, das Wetter ist schlecht, ausgehen kann man nicht, ich bin also dazu bemüßigt « . . . »Was könnte ich sonst in meiner freien Zeit tun? Tarokspielen! . . . Das erscheint mir langweilig . . . da schreibe ich doch lieber.« Jetzt also wissen wir, wie der Freiherr Philipp v. Haas zum Dichter ward, und es bleibt uns nichts übrig als die Hoffnung, daß uns der liebe Himmel andauernd gutes Wetter schenke.

Januar. April 1895

Der Prager Corpscommandant FZM. Graf Grünne soll plötzlich in Geistesgestörtheit verfallen sein. Nichts wäre leichter begreiflich, als dass eine leitende Persönlichkeit in Prag von der Parteien Hass und Gunst wirklich eines Tages verwirrt werde. Der Statthalter, der Polizeichef und der Consul des Deutschen Reiches, sie alle müssen seit Jahren auf dem engen Pfade zwischen den beiderseitigen nationalen Empfindlichkeiten balancieren können. Wehe dem Hochgestellten, der auf dem Seil nicht zu tanzen vermag; es wird ihm zur Schlinge. Der deutsche Consul hat in dieser Saison um ein czechisches Kränzchen mehr besucht, als der courtoise Anstand gebietet; flugs wies ihn eine geharnischte Interpellation im Berliner Reichstag in die Schranken. Herr Dörfl, der Polizeigewaltige, pflegt sich in blutige Straßenexcesse tactvollerweise nicht hineinzumischen, und auch Graf Coudenhovd hielt geschickt die Mitte ein, als er anlässlich der Affaire Komarow den russischen General zuerst aus Connivenz gegen die Slaven besuchte und dann zur Besänftigung des empörten deutschen Nationalgefühls abschieben ließ. Sie alle haben, indem sie gewissermaßen dem Problem des perpetuum mobile nahekamen, bis heute auf ihren vorgeschobenen Posten ausgeharrt. Nur ihn, den Einen, hat es den Verstand gekostet. Der gerade Militär, der den nationalen Zwist bis in seine Kaserne eindringen fühlte, erwies sich den geistigen Anforderungen einer ungewohnten Taktik nicht gewachsen. Wahrhaft rührend ist in den Blättern zu lesen, wie es über ihn kam und wie er sich eines Tages — es war bei der großen Auferstehungsparade — nicht mehr zurecht fand. Die »N. Fr. Pr.« berichtet, Graf Grünne habe plötzlich mehreren Officieren seine Anerkennung über die Haltung der Truppen ausgedrückt, was sofort zu verschiedenen Gerüchten über seinen Gesundheitszustand Anlass gegeben habe. Diese Gerüchte seien zwar »übertrieben«, immerhin jedoch dürfe man sich nicht verhehlen, dass in der letzten Zeit eine »gewisse Überreizung« an dem General wahrgenommen wurde. Das »Extrablatt« schildert die Erkrankung des Grafen Grünne als sehr bedenklich; er habe sogar einzelnen nicht chargierten Soldaten die Hand gereicht. Aber glücklicherweise werden diese wirklich besorgniserregenden Symptome allsogleich vom »Fremdenblatt« officiös dementiert, welches zwar zugeben muss, dass der Graf die Officiere angesprochen und die Mannschaft belobt habe, aber alles aus einem »hartnäckigen Magenleiden« erklärt, an dem der General seit Jahren leide und das ihm oft große Schmerzen verursache .... Fraglich bleibt jetzt nur, ob Schiller sich den

Wallenstein, der ja auch zuweilen leutselig war und die einzelnen Kürassiere nach ihrer Regimentszugehörigkeit befragte, als mit Geistesgestörtheit oder bloß mit einem Magenleiden behaftet gedacht hat. Bald wird man wohl weniger mysteriös erfahren, wie es mit dem armen Grafen Grünne steht und ob er wirklich den Verstand verloren hat. Im Frieden pflegen ja selbst österreichische Generäle in den seltensten Fällen eine Schlacht zu verlieren.

* * *

Besser als alle oppositionellen Journalisten es vermöchten, hat die Regierung Thun selbst sich kürzlich die Wahrheit gesagt und einen Erlass herausgegeben, der eigentlich mit seinen hämischen Pointen der Beschlagnahme verfallen müsste. Das Ministerium für Selbsthass und -verachtung hat nämlich die Verfügung getroffen, dass im schriftlichen Amtsverkehre die umständlichen Titulaturen zu entfallen haben, wie etwa die Epitheta bei: »löbliche Behörde«, »gefällige Äußerung«, »geschätzte Amtshandlung«, »zur hohen Einsicht« u. s. w. Diese Maßregel führt in erster Linie zu einer recht erfreulichen Vereinfachung und Klärung des Amtsstiles. Es ist aber auch an sich eine immerhin bemerkenswerte Thatsache, wenn von autoritativer Seite anerkannt wird, dass die Behörden nicht löblich und ihre Äußerungen nicht gefällig seien, dass die Amtshandlung eines Ministeriums nicht geschätzt und seine Einsicht keine hohe sei, dass vielmehr die Anwendung solcher Lobesbezeichnungen, wo sie bisher beliebt wurde, nicht dem thatsächlichen Verdienste, sondern nur dem gegenseitigen Verhältnisse der amtlichen Stellung entsprach. Ein »schöner Zug« ist ferner, dass diese Selbsterkenntnis des Cabinets keineswegs in eine cynisch nörgelnde Verkleinerungssucht Anderen gegenüber ausartet und dass die gemeinsamen sowie die ungarischen Behörden auch fernerhin im Anspruche auf die unschuldigen Schmeicheleien des alten Amtsstiles geschützt bleiben.

März 1899

Wie vorauszusehen war, hat der im Vorjahre aufgebrauchte Patriotismus vielfach nicht mit dem ersehnten Franz Josefs-Orden, sondern mit einem Deficit geendet. So bei Herrn Ignaz Schnitzer, der mit frohen Hoffnungen an der Schwelle des Jubiläumsjahres ge-

April 1899

Der Prager Korpskommandant FZM. Graf Grünne soll plötzlich in Geistesgestörtheit verfallen sein. Nichts wäre leichter begreiflich, als daß eine leitende Persönlichkeit in Prag von der Parteien Haß und Gunst wirklich eines Tages verwirrt würde. Der Statthalter, der Polizeichef und der Konsul des Deutschen Reiches, sie alle müssen seit Jahren auf dem engen Pfade zwischen den beiderseitigen nationalen Empfindlichkeiten balancieren können. Wehe dem Hochgestellten, der nicht auf dem Seil zu tanzen vermag; es wird ihm zur Schlinge. Der deutsche Konsul hat in dieser Saison um ein tschechisches Kränzchen mehr besucht, als der courtoise Anstand gebietet, flugs wies ihn eine geharnischte Interpellation im Berliner Reichstag in die Schranken. Der Polizeichef pflegt sich in blutige Straßenexzesse taktvoller Weise nicht hineinzumischen, und auch der Statthalter hielt geschickt die Mitte ein, als er anläßlich der Affäre Komarow den russischen General zuerst aus Konnivenz gegen die Slaven besuchte und dann zur Besänftigung des empörten deutschen Nationalgefühls abschieben ließ. Sie alle haben ~~sich~~ dadurch, daß sie gewissermaßen dem Problem des perpetuum mobile nahekamen, bis heute auf ihren vorgeschobenen Posten ~~sich~~ auszuhalten vermocht. Nur ihm, dem Einen, hat es den Verstand gekostet. Der gerade Militär, der den nationalen Zwist bis in seine Kaserne eindringen fühlte, erwies sich den geistigen Anforderungen einer ungewohnten Taktik nicht gewachsen. Wahrhaft rührend ist in den Blättern zu lesen, wie es über ihn kam und wie er sich eines Tages — es war bei der großen Auferstehungsparade — nicht mehr zurecht fand. Es wird berichtet, Graf Grünne habe plötzlich mehreren Offizieren seine Anerkennung über die Haltung der Truppen ausgedrückt, was sofort zu verschiedenen Gerüchten über seinen Gesundheitszustand Anlaß gegeben habe. Diese Gerüchte seien zwar »übertrieben«, immerhin jedoch dürfe man sich nicht verhehlen, daß in der letzten Zeit eine »gewisse Überreizung« an dem General wahrgenommen wurde. Ein Blatt schildert die Erkrankung des Grafen Grünne als sehr bedenklich; er habe sogar einzelnen nicht chargierten Soldaten die Hand gereicht. Aber glücklicherweise werden diese wirklich besorgniserregenden Symptome sogleich vom ‚Fremdenblatt' offiziös dementiert, welches zwar zugeben muß, daß der Graf die Offiziere angesprochen und die Mannschaft belobt habe, aber alles aus einem hartnäckigen Magenleiden erklärt, an dem der General seit Jahren leide und das ihm oft große Schmerzen verursache. [...] Fraglich bleibt jetzt nur, ob Schiller sich den Wallenstein, der ja auch zuweilen leutselig war und die einzelnen Kürassiere nach ihrer Regimentszugehörigkeit fragte, als geistesgestört oder ~~bloß~~ magenleidend gedacht hat. Bald wird man wohl weniger mysteriös erfahren, wie es mit dem armen Grafen Grünne steht und ob er wirklich den Verstand verloren hat. Es wird wohl so etwas sein; denn eine Schlacht pflegen ja selbst österreichische Generale im Frieden nur in den seltensten Fällen zu verlieren.

nur ein Beispiel des sozialen Schadens im Gefolge jenes ungeheuerlichen Irrtums, der individuelle Triebe nur gelten läßt, wenn ihr sozialer Nutzen ziffernmäßig nachweisbar ist, und der diesen Nachweis nur in den Resultaten der Volkszählung zu erkennen vermag. Wenn menschlicher und speziell sozialer Nützlichkeitsmaßstab schon einmal berufen ist, die Natürlichkeit in Tugend und Laster zu scheiden, das Beispiel könnte daran mahnen, wie wenig dieser Maßstab oft dem echten kulturellen Nutzen gerecht wird. Ein Einzelfall, doch keiner der leicht aufgewogen wird. Es könnte auch manchem, der mit ihm ins Gericht ging, scheinen, daß Wilde und sein Können zu hoch standen, um als Beispiel zu dienen, daß sich sinnliche Triebe so wenig lehren lassen wie das Genie, und daß die Macht der Gesellschaft beiden gegenüber nur zur Zerstörung hinreicht.

Wien. Otto Soyka.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

~~*Politiken*~~ An Ereignissen ist in Österreich nie Mangel. Gibt's gerade keine, so macht man sich welche. Auch in der Politik reussiert der Mann, der nichts tut als minutenlang zum Dach eines Hauses hinaufschauen. Andere kommen hinzu und schauen auch hinauf, und bald ist das Verkehrshindernis, das bei uns die Basis allen Verkehrs bildet, fertig. Wenn ein Einspännerroß stürzt, ein Herr ~~sich auf dem~~ Graben die Stiefel putzen läßt, so sind dies ~~wenigstens~~ Anlässe, und das Aufsehen, das an Ort und Stelle entsteht, wird begreiflich. Aber es geht auch mit dem Einfall, ein Dach anzusehen ... In Wien erscheint ein »alldeutsches« Blättchen. Kein Mensch hat es je gesehen, keiner weiß, wie es heißt. Wotan würde nicht einmal seinen Käse darin einwickeln. Aber es brachte eine Lästerung jenes Kults, der die Verehrung des alldeutsche Gottes verdrängt hat. Nun, glücklicherweise gibt es noch »Gefühle der katholischen Bevölkerung«. Das besondere Merkmal dieser Gefühle ist, daß sie leicht verletzt werden; — der populäre Ausdruck lautet: »gern«. Keine Gefühle lassen sich lieber verletzen als die der katholischen Bevölkerung. Sie liegen förmlich auf der Lauer nach Verletzung, und sind am Ende auch durch diese Konstatierung verletzt. Aber das würde mich nicht abhalten, zur Vernunft zu mahnen und dem Riesen, der zu flennen beginnt, weil ihm ein Gassenknirps eine lange Nase gedreht

in die Tiefe herab und fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Parodoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse in der der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides.« Auf diesem Irrwege sucht Wilde im Zuchthause nach eigener Schuld, nach einer Klärung seines Wesens, und hätte er seinem »Wahnsinn« nicht so unendlich viel geopfert, die Jahre nach seiner Haft würden es allein beweisen, wie wenig zufällig, wie übermächtig und beherrschend ihm diese Begierde war. Ob moralischer Widerstand gegen das soziale Urteil hier am Platze war, ob eines Menschen Kraft tausendjährigem Vorurteil gegenüber sich hätte Geltung verschaffen können, gilt gleich viel. Nur die Befreiung von dem Makel, dem er sich unterwarf, die Befreiung, die eigener freier Kritik des Moralbegriffes hätte folgen können, vermochte ihm jene Überlegenheit zu geben, die auch im englischen Zuchthause standgehalten hätte. Doch er war kein Fanatiker moralischer Überzeugungen, kein Streiter, auch nicht in eigener Sache. Daß er die Verteidigung des gekränkten individuellen Rechtes dem sozialen Übergriff gegenüber nicht findet, daß er betäubt, irre an sich selbst, keinen Ausweg sieht als die Unterwerfung — begreifen könnte man es vielleicht nur angesichts der beispiellosen Niedertracht und Gemeinheit, mit der gegen ihn der Kampf geführt wird. In jener Atmosphäre, aus der diese Kämpfer hervorgingen, war für einen Vornehmen seinesgleichen die Kraft nicht zu schöpfen, ihnen zu widerstehn; und von seiner angebornen, seiner besten Kraft hatte er zu viel im Kampfe gegen »Wahnsinn oder Krankheit oder beides«, im Kampfe gegen sich selbst, vergeudet, um diesen Gegnern gewachsen zu sein.

Er war der erste nicht und gewiß nicht der letzte. Oscar Wilde, der Künstler und Denker, der vorzeitig seinem Schaffen entrissen wurde, ist

hat, eine würdigere Haltung zu empfehlen. Seit Wochen wird von allen Kirchenglocken Österreichs Sturm geläutet, die Geistlichkeit vom Kardinal bis zum letzten Kooperator »protestiert«, der Papst wird in einer Porträtsitzung — auch Herr Lippay ist ja eine »Einrichtung der katholischen Kirche« — unterbrochen, der Preßstaatsanwalt wird zur Generalprokuratur versetzt, der neue Justizminister »begibt sich« zum Fürsterzbischof, Deputationen begeben sich zum neuen Justizminister — kurzum, man sieht viele Leute, die sonst ihrem Tagewerk nachgehen, auf ein Dach hinaufschauen . . . Was wollen sie noch, da die Verfolgung des alldeutschen Schreibers eingeleitet ist? Eine Reform der Presse an Haupt und Gliedern! Daß die Verantwortlichkeit des Hauptes garantiert sei, ist der einzige unter den frommen Wünschen, gegen deren Erfüllung selbst die christlichsoziale Presse Einspruch erhebt. Aber der Schurkerei, die einen immunen Abgeordneten zum verantwortlichen Redakteur bestellt, könnte gewiß auch auf Grund der bestehenden Vorschriften ein Riegel vorgeschoben werden. Wir brauchen bloß ein neues Gesetz, das die Behörden verpflichtet, wenigstens so viel Mut zu haben wie die Presse. Gedankenlos ist das Verlangen, daß der Zeugenzwang auf Redakteure ausgeübt werde, um die »Täterschaft« zu ermitteln. Wenn der verantwortliche Redakteur so gestraft würde — und dies wäre ausschließlich zu verlangen — wie der Täter und nicht mit der »Vernachlässigung der Obsorge« davonkäme, könnte man auf den Vertrauensmißbrauch umso lieber verzichten, als ja der redaktionelle Nutzen der Anonymität an sich vermindert würde. Widerlich genug ist das Geheule der ganzen Concordia, weil der Oberste Gerichtsof sich zugleich mit den klerikalen Protestlern für den Zeugniszwang ausgesprochen hat. Nie würde ein Blatt »gezwungen« sein, einen Gewährsmann zu verraten, wenn der verantwortliche Redakteur nicht die Rolle der ahnungslosen Unschuld spielte. Das Verlangen, daß vor allem der »Täter« eruiert werde, ist albern, die Weigerung der Presse, überhaupt eine Verantwortung zu tragen, noch alberner. Aber die zweite Dummheit hat wenigstens einen greifbaren Anlaß: Der Machtbesitz der Presse ist bedroht. Welchen Anlaß hat die erste? Ist der Machtbesitz der Kirche bedroht, weil ein alldeutscher Knirps ihr eine lange Nase gedreht hat? Wer wird denn immer gleich gekränkt sein!

Mediziner. Die ‚Neue Freie Presse' hatte bekanntlich diagnostiziert, daß Herr v. Koerber an einer »nervösen Magenneurose« leidet. Später gab sie ein detailliertes Gutachten. Die Magenneurose habe »sich nach den Zwischenfällen im Parlament erheblich verschlechtert.« Und sie sei »auf die galizische Reise des Ministerpräsidenten zurückzuführen« ... Die politische Diagnostik bringt noch seltsamere Tatsachen. So ist die Berufung des Herrn v. Gautsch in der Tat eine Folgeerscheinung der Influenza des Grafen Buquoy. Und bevor noch die Obduktion des Ministeriums Koerber begonnen war, las ich in einem reichsdeutschen Blatt die Nachricht: »In Prag starb Montag der tschechische Maler und Professor an der technischen Hochschule Felix Jennewein an einem Schlagfluß, der durch die freudige Aufregung herbei-

geführt wurde, in welche der Künstler durch die Ernennung des Barons Gautsch zum Ministerpräsidenten versetzt wurde.« Damit ein deutscher Maler — Herr Pezzey in Innsbruck — sterbe, dazu hat es bekanntlich erst der ganzen Ungeschicklichkeit des Regimes Koerber bedurft. Herr v. Gautsch brauchte bloß ernannt zu werden. Es ist ein wahres Glück, daß die Gesundheit der noch überlebenden österreichischen Künstler sich so entschiedener Förderung durch den Unterrichtsminister erfreut.

Österreicher. »Aus Tetschen-Bodenbach wird geschrieben: Der Dresdner Weihnachtsbesuch der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen hatte auch unsere amtlichen Kreise in große Aufregung versetzt. Auf dem Bodenbacher Bahnhof hatte die Grenzpolizei Permanenzdienst, und auf Anordnung der Prager Statthalterei mußten auch die Beamten der Bezirkshauptmannschaft zu nachtschlafender Zeit auf dem Bahnhof erscheinen, um das Eintreffen der von Dresden kommenden Nachtschnellzüge zu erwarten Die Vorbereitungen hatten den Zweck, es unmöglich zu machen, daß die Gräfin Montignoso österreichischen Boden betrete. Man befürchtete, die Gräfin werde nach dem Nichtglücken des Dresdner Weihnachtsbesuches über Bodenbach oder Tetschen zu ihren Eltern nach Salzburg reisen, und war entschlossen, dies, wenn nötig, mit den schärfsten Mitteln zu verhindern.« Lieber hundert Defraudanten hinauslassen, als die eine Ehebrecherin herein! ... Von der Gefahr ist Österreich verschont geblieben. Wie unbeliebt muß Herr v. Koerber »oben« gewesen sein, wenn ihn dieser letzte Regierungserfolg nicht zu halten vermochte!

Wiener. Es gibt Dinge, die nur in Wien möglich sind. Nur in Wien konnte in dem Nachrufe für einen Verstorbenen erwähnt werden, daß er in seinem Stammrestaurant das Vorrecht genossen hatte, »zur Mittagsstunde in die Küche zu gehen und sich selbst sein Rindfleisch abzuschneiden«. Man zählt 1905, und man ißt noch immer »sein« Rindfleisch. Die Kruspelspitz-Weltanschauung bestimmt noch immer alle Entwicklung. In der Stadt, in der ein Zahlkellner »Napoleon« gerufen wird, war der feierliche Ernst möglich, der jüngst wieder in einem Nachruf — siehe ‚Neues Wiener Abendblatt' vom 31. Dezember — die Worte fand: »Nach dem Tode des Meisters (Johann Strauß) zog sich Priester immer mehr ins Café Scheidl zurück; auch schloß er sich einer in Wien sehr bekannten Stammgesellschaft an«.

Schalk. »Der Chauffeur ist der Herr der Welt«. — »Ein Lausbub gehört nicht ins Parlament.« — »Herr Bonn spielte dieser Tage den Nathan. Dieses Geschäft könnte er auch dem Sonnenthal überlassen«... Erkennt ihr ihn? Einmal im Ernst gesprochen: in einer andern Stadt als in dieser gemütlich angetrottelten wäre eine Erscheinung wie unser F. F. Masaidek doch nicht möglich. Auch in einem Blatt nicht, das bloß von ihm selbst gelesen wird. Dieser christlichsoziale Philosoph der Selbstverständlichkeit hört nicht auf, den Sonntag durch eine Fülle von Mots zu heiligen. »Wenn's regnet, ist's naß« oder »Die

Jänner 1905

An Ereignissen ist in Österreich nie Mangel, Gibts gerade keine, so macht man sich welche. Auch in der Politik reussiert der Mann, der nichts tut als minutenlang zum Dach eines Hauses hinaufschauen. Andere kommen hinzu und schauen auch hinauf, und bald ist das Verkehrshindernis, das bei uns die Basis allen Verkehrs bildet, fertig. Wenn ein Einspännerroß stürzt, ein Herr sich auf dem Graben die Stiefel putzen läßt, so sind dies immerhin Anlässe, und das Aufsehen, das an Ort und Stelle entsteht, wird begreiflich. Aber es gelingt auch mit dem Einfall, ein Dach anzusehen ... In Wien erscheint ein »alldeutsches« Blättchen. Kein Mensch hat es je gesehen, keiner weiß, wie es heißt. Wotan würde nicht einmal seinen Käse darin einwickeln. Aber es brachte eine Lästerung jenes Kults, der die Verehrung des alldeutschen Gottes verdrängt hat. Nun, glücklicherweise gibt es noch »Gefühle der katholischen Bevölkerung«. Das besondere Merkmal dieser Gefühle ist, daß sie leicht verletzt werden — der populäre Ausdruck lautet: »gern«. Keine Gefühle lassen sich lieber verletzen als die der katholischen Bevölkerung. Sie liegen förmlich auf der Lauer der Verletzung, und sind am Ende auch durch diese Konstatierung verletzt. Aber das würde mich doch nicht abhalten, dem Riesen, der zu flennen beginnt, weil ihm ein Gassenknirps eine lange Nase gedreht hat, eine würdigere Haltung zu empfehlen. Seit Wochen wird von allen Kirchenglocken Österreichs Sturm geläutet, die Geistlichkeit vom Kardinal bis zum letzten Kooperator »protestiert«, der Papst wird in einer Porträtsitzung — auch Herr Lippay ist ja eine »Einrichtung der katholischen Kirche« — der Preßstaatsanwalt wird zur Generalprokuratur versetzt, der neue Justizminister »begibt sich« zum Fürsterzbischof, Deputationen begeben sich zum neuen Justizminister — kurzum, man sieht viele Leute, die sonst ihrem Tagewerk nachgegangen sind, zu einem Dach hinaufschauen ... Ein politisches Verkehrshindernis. Aber es beweist eben, daß wir einen politischen Verkehr haben. Wenn wir einander nicht auf die Hühneraugen träten, wüßten wir nicht, daß wir auf der Welt sind.

Ein eigenartiges Buch schickt mir ~~der Berliner Verleger~~ S. Fischer ins Haus. 509 Seiten stark, betitelt »Wiener Theater« und verfasst von Hermann Bahr. Gewidmet ist es »Unserem Meister Ludwig Speidel«, dem der Autor, wie er in seinem nicht mehr unbekannten Deutsch versichert, es zu verdanken hat, wenn er »nach und nach das Theater, was denn sein Wesen ist, erkannt habe«. Originell ist jedenfalls der Versuch zu nennen, für den Tag geschriebene Theaternotizen über längst verschollene Stücke und in allen Provinzen verstreute Schauspieler noch einmal aneinander zu reihen und einem deutschen Lesepublicum vorzusetzen. Ich blättere den Band durch und mein Blick verweilt auf Seite 495, woselbst als Schluss eines Aufsatzes wortwörtlich und in großem Druck zu lesen ist: »Mit Tact hilft Frl. Zampa einer gefährlichen Rolle nach, behaglich steht Herr Krug, kräftig Herr Balajthy, mit einer weisen Ironie Frl. Krauß neben ihr; lauten Beifall hat Frau Anatour, in kleinen Rollen schließen sich Frl. Sobjeska, Frl. Giesrau, Frl. Fenzella, Frau Kneidinger und Herr Heller angenehm an.« ~~Eine hübsche Auslese von Statistennamen, denen hiemit die Ehre widerfährt, in einem Buche verewigt oder — wie Herr Bahr sagen würde — »ins Ewige gerückt« zu werden.~~ Nicht jeder Reporter ist so ~~gewissenhaft. Wie aber nichts auf der Welt vollständig ist, so sind eben auch hier manche Künstler übersehen. Herr Broda vom Volkstheater z. B. klagt über Zurücksetzung und will sich wegen eines Denkmals an Brandes wenden . . . .~~ Nun darf ~~man~~ aber nicht etwa glauben, dass Herr Bahr sich in ~~dieser Artikelsammlung, mit deren Herausgabe er es den großen Essaisten gleichthun will,~~ auf die Aufzählung des Raimundtheaterpersonalstandes vom Jahre 1896 beschränkt. Seine Vorliebe für Eigennamen greift natürlich auch wieder auf das Gebiet der großen Kunst über, und mit demselben Überschwang, mit dem er ~~dem Frl. Krauß~~ eine weise Ironie nachrühmt und ~~die~~ Chordame ~~Fenzella~~ ins Ewige rückt, sehen wir ihn die Vertreter der Classik und die großen Künstler der Renaissance feiern. Dass auch alle großen und kleinen Modernen citiert werden und dass dann am Schlusse ein Namensregister die Stelle eines Inhaltsverzeichnisses einnimmt, versteht sich bei einem Buche Bahrs von selbst. Dort finden sich denn in guter Zusammenstellung: Aeschylos und Frau Anatour, Balzac und Balajthy, Beethoven und Beer-Hofmann, Flaubert und Frl. Fenzella, Goethe und Godai, Gregorovius und Greißnegger, Lionardo da Vinci und Liebhardt, Plato und Pollini, Petrarca und Plappart, Rabelais und Russeck, Sokrates und Frl. Sobjeska, Stendhal und Straßmeyer, Themistokles und Tewele . . . . ~~Vielleicht bald mehr über das eigenartige Buch und seinen Verfasser.~~

* * *

...nun ist es möglich, dass dies ehrliche Bekenntnis zu Ohren der Theaterrubrikbesitzer gelangt und dem nun wieder zu seiner so unliebsam unterbrochenen Arbeit Heimgekehrten verübelt worden ist. Da jene Herren sich keine kritische Äußerung ohne bestimmte theaterpolitische Motive entschlüpfen lassen, so wird es unschwer sein, bald klarer auf den Grund der Girardihetze zu sehen. Es werden sich Mittel und Wege finden lassen, den Künstler, den die »Concordia« als ihren Bänkelsänger in Permanenz erklären wollte und den sie jetzt ungnädig nur in das Gebiet höherer Volksthümlichkeit aufsteigen sieht, vor Verbitterung zu bewahren . . . .

Von den Darstellern des »Schlafwagencontrolor« ist außer Girardi nur das Fräulein Annie Kalmar zu erwähnen. Sie, die Herrlichste von Allen, wird von Publicum und Kritik immerzu noch als die »Solodame« *pur sang*, als Ausstattungsgegenstand des Theaters behandelt. Vermuthlich auch von der Direction, die nur allzu selten der feinen und graciösen Art der Dame größeren Spielraum gewährt. Ihre Schönheit steht ihr hinderlich im Wege. Wenn sie, wie in »Biberpelz«, »Les Amants«, »Unser Käthchen« und jetzt wieder in der Bisson'schen Novität eine wirkliche und ungemein natürliche Humorbegabung erweist, so scheinen dies die Leute, geblendet von ihrem Anblick, gar nicht zu merken. Die Direction sollte das Publicum endlich der schon pensionsfähigen Anmuth der Frau Odilon entwöhnen und einen Theil ihrer Agenden dem Fräulein Kalmar übertragen.

* * *

Der Bauernfeld-Preis ist zur Vertheilung gelangt und hat, als zwei Dichter schon versehen waren, auch noch eine »Aufmunterungsprämie« für Herrn Leo Hirschfeld erübrigt. Wie die Preisrichter ein Verhältnis zwischen den Manen Bauernfelds und dem Verfasser einer kümmerlichen, nach drei Aufführungen vom Repertoire eines Vorstadttheaters abgesetzten Kaffeehausstudie herzustellen gedachten, wurde uns nicht verrathen. Schwerlich dürfte für sie die Erwägung maßgebend gewesen sein, dass Herr Hirschfeld auch einmal ein Feuilleton über Bauernfelds »Resi« geschrieben hat. Die Verleihung eines mit einem Dichternamen verknüpften Stipendiums bedeutet — jenseits der Wohlthat einer bloßen materiellen Unterstützung — die vor Missbrauch nicht peinlich genug zu schützende Gelegenheit, dem Auslande eine jährliche Musterkarte der heimischen Literatur zu bieten. Hirschfelds »Lumpen« haben, wenn sie auch nicht in allen Scenen das schroffe Urtheil der Tageskritik verdienten, doch in keinem Worte jene Ursprünglichkeit verrathen, die heute einzig noch einer Aufmunterung wert wäre. Wie arm wir geworden sind im Zwange der literarischen Coterien, zeigt sich erst, wenn wir unsere Dichter zu krönen beginnen. Als Repräsentant der neuösterreichischen Dra-

33

A

Ad Register

April 1899

Ein eigenartiges Buch schickt mir ein Berliner Verleger ins Haus. 509 Seiten stark, betitelt »Wiener Theater« und verfaßt von Hermann Bahr. Gewidmet ist es »unserem Meister Ludwig Speidel«, dem der Autor, wie er in seinem nicht mehr unbekannten Deutsch versichert, es zu verdanken hat, wenn er »nach und nach das Theater, was denn sein Wesen ist, erkannt habe«. Originell ist jedenfalls der Versuch, für den Tag geschriebene Theaternotizen über längst verschollene Stücke und in allen Provinzen verstreute Schauspieler noch einmal aneinander zu reihen und einem deutschen Lesepublikum vorzusetzen. Ich blättere den Band durch und mein Blick verweilt auf Seite 495, wo als Schluß eines Aufsatzes wortwörtlich und in großem Druck zu lesen ist: »Mit Takt hilft Frl. Zampa einer gefährlichen Rolle nach, behaglich steht Herr Krug, kräftig Herr Balajthy, mit einer weisen Ironie Frl. Krauß neben ihr; lauten Beifall hat Frau Anatour, in kleinen Rollen schließen sich Frl. Sobjeska, Frl. Giesrau, Frl. Fenzella, Frau Kneidinger und Herr Heller angenehm an«. Nicht jeder Journalist ist sich so der Unvergänglichkeit ~~der~~ irdischen Dinge bewußt. Man darf aber nicht etwa glauben, daß Herr Bahr sich in seinen gesammelten Werken auf die Aufzählung des Raimundtheaterpersonalstandes vom Jahre 1896 beschränkt. Seine Vorliebe für Eigennamen greift auch auf das Gebiet der großen Kunst über, und mit demselben Überschwang, mit dem er einer Episodistin weise Ironie nachrühmt und eine Chordame ins Ewige rückt, sehen wir ihn die Vertreter der Klassik und die großen Künstler der Renaissance feiern. Daß auch alle großen und kleinen Modernen zitiert werden und daß schließlich ein Namensregister die Stelle eines Inhaltsverzeichnisses einnimmt, versteht sich bei einem Buche Bahrs von selbst. Dort finden sich denn in guter Zusammenstellung: Aeschylos und Frau Anatour, Balzac und Balajthy, Beethoven und Beer-Hofmann, Flaubert und Fräulein Fenzella, Goethe und Godai, Gregorovius und Greißnegger, Lionardo da Vinci und Liebhardt, Plato und Pollini, Petrarca und Plappart, Rabelais und Russeck, Sokrates und Frl. Sobjeska, Stendhal und Straßmeyer, Themistokles und Tewele . . . .

Nicht Paralyse, sondern Schwindsucht

Oktober 1902

Die Lektüre (Lesung) Bismarcks möchte ich keinem Bewohner der Ostmark empfehlen; denn dieser deutscheste Mann hat in seinen Reden und in seinen »Gedanken und Erinnerungen« der deutschen Sprache immer wieder die Schmach der Fremdwörter angetan. Daß ein deutschvölkischer Kalender kein Kalender, sondern ein »Taschenmerkzeitweiser« ist, hat die Welt lachend erfahren. Ebenso, daß auf alldeutschen Speisezetteln ein ehedem mit der Bezeichnung »à la maitre d'hôtel« versehenes Gericht jetzt »nach Hausmeisterart« zubereitet ist. Was hätte Bismarck zu einer deutschvölkischen Zeitung vom 6. Oktober (Gilbhardts) gesagt, in der in einer Notiz (Anmerkung) geschildert war, wie sich der »Rollerunfall« des griechischen Kronprinzen zugetragen hat? Leider ist dieses deutschvölkische Blatt nicht folgend (konsequent). Es verkündet an seiner Spitze, daß einzelne Nummern (nicht Zahlen) in der Verwaltung zu haben sind und daß der »Raummillimeter« (nicht das Raumtausendstelmaß) so und soviel kostet. Und ich bin überzeugt, daß es lieber für eine Annonce viel als für eine Anzeige wenig nimmt und daß für seine Schriftleiter die Korruption — man denke nur an die Bestechung der Süßzeugvereinigung (Zuckerkartell) — kein Fremdwort ist. Immerhin ist es möglich, daß es hochmütig anderen Blättern Jahresgeldverderbtheit (Pauschalienkorruption) im Dienste von Anteilscheingesellschaften, Unterstützung aus dem Kriechtierhintergrund (Subvention aus dem Reptilienfonds) und Benützung von Freikarten in Sonderabteilen (Separatcoupés) auf Bahnen vorwirft ... Diese Presse genügt dem nationalen Bedürfnis der »Deutschen in Österreich«, die sich ihrer freilich auch gern an Orten bedienen, wo man einem internationalen Bedürfnis Betätigung schafft, an Orten, die man sonst mit einem Fremdwort bezeichnet, für die ich aber den Sprachreinigern den Ausdruck »Stoffwechselstube« zur Verfügung stelle... Eine deutschvölkische Buchhandlung aber sandte mir neulich eine Rundschrift (Zirkular), in der statt des üblichen P. T. an der Spitze des Wortgefüges (Textes) »Anrede« und die Versicherung zu lesen war, daß die Rundschrift an zahlreiche »Anschriften« (Adressen) gesendet wurde. Man sieht, die Paralyse (Gehirnerweichung) macht Fortschritte.

~~September~~ 1902

Ob man ein Anhänger oder Gegner der Todesstrafe ist; ob man die Justifizierung des Mörders als einen Mord des Staates verdammt oder, die Vernichtung des Schädlings zwar verlangt, aber an die Stelle der quälenden Prozedur die Tötung des Unvorbereiteten, also die Methode des staatlichen Meuchelmordes setzen möchte; ob man die Hinrichtung als Erfüllung des Sühnezwecks billigt oder sie verwirft, weil sie die abschreckende Wirkung verfehle — in einem Punkt sind alle einig: daß die Zulassung einer protegierten Gaffermenge zum Strafvollzug eine der unbegreiflichsten Gräßlichkeiten ist. Die Schaustellung des Deliquenten ist moralisch kaum höher zu werten, als die Beschreibung, die die Wiener Mörderorgane von jeder Nervenzuckung des von Todesangst Gefolterten und von jeder Muskelbewegung des am Galgen Hängenden veröffentlichen. Photographische Darstellungen von jenen »letzten Minuten«, die uns neulich wieder einmal nicht erspart geblieben sind, existieren vorläufig noch nicht. Dafür aber ist das Raritätenkabinet der Wiener Kultur um ein anderes nicht minder erfreuliches Dokument bereichert worden: eine Ansichtskarte, die den Scharfrichter L/ und seine Gehilfen nach getaner Arbeit beim Frühstück in einem Café nahe dem Landesgericht zeigt. Herr L⊥ trägt den von der Wiener Presse einstimmig als »tadellos« anerkannten Salonanzug und den als »glänzend« gerühmten Zylinder. Im Hintergrund sind Gäste und das Kaffeehauspersonal malerisch gruppiert, unten sind die schlichten Worte »11. August 1902« angebracht. Der Cafetier, der den historischen Moment verewigen ließ, macht mit der Ansichtskarte die besten Geschäfte. Stammgäste erhalten zu angemessenem Preise auch einige Zentimeter Rebschnur, natürlich »vom Originalstrick«. Der Handel mit dem letzten Argumente irdischer Gerechtigkeit könnte seinen Mann ernähren... Und fast gleichzeitig mit jener Hinrichtung ist in Wien ein Mord verübt worden.

Eirich noch immer als Advocat untersteht, mit dem Analogon des Wuchers, das niemand verkennen kann, beschäftigen.

*

Ich habe mich in der in No. 83 der ‚Fackel' enthaltenen Theater-Revue mit der neuen Aera des Theaters an der Wien, mit dessen gegenwärtigem Director, Herrn Karczag, und Frau Kopacsi-Karczag beschäftigt. Wie ich zu meinem Bedauern erfahre, wurden einzelne Stellen dieser Besprechung mehrfach missverstanden und so gedeutet, als ob ich in das Privat- und Familienleben des genannten Ehepaares hätte eingreifen wollen. Dies ist schon darum ganz undenkbar, weil ich ähnliche Ausschreitungen der Presse unaufhörlich bekämpfe, also gewiss niemals solch unerlaubte und geschmacklose Bräuche in der ‚Fackel' einbürgern würde, und nicht minder auch deshalb, weil ich in jenem Artikel von der »unerschütterlichen Grundlage eines rührenden Familienlebens« schrieb, was die Annahme, als ob ich der Frau Kopacsi-Karczag in ihrer Frauenehre oder ihrem Gatten in seiner Gattenehre hätte nahetreten wollen, geradezu ausschliesst. Gegen eine solche Zumuthung muss ich daher in gleicher Weise mich und das Ehepaar Karczag in Schutz nehmen.

Die Aufführungen der »Schönen Helena« durch Mitglieder des Hofoperntheaters haben den Tadel der Presse gefunden. Man mag den Sängern auch in der That die Unlust angemerkt haben, für einen ihnen so fernliegenden Zweck zu wirken: für den Pensionsfonds der Mitglieder des Hofoperntheaters. Sicherlich wären die Stimmen frischer geklungen, wäre die »Erniedrigung« zu Offenbach nicht so peinlich fühlbar und durch bessere Komik vermittelt gewesen, wenn all' die Liebesmüh' auch diesmal wieder jenem andern Pensionsfonds gefrommt hätte, dem — wie sage ich nur

gleich? — dem richtigen Pensionsfonds, ihm, dessen Mehrung die Sorge der Wiener Theaterleute von altersher gilt und der wohl »der Pensionsfonds als solcher« genannt werden könnte. Wäre für ihn gespielt worden, unmöglich hätte schon die erste Vorstellung so schlecht ausfallen können, dass die Kritik das Publikum von dem Besuche der beiden anderen hätte abschrecken müssen. Scharfsinnige Leser werden errathen, welcher Pensionsfonds hier gemeint ist. Ich hätte die Frage gern in Form eines Preisräthsels gestellt. Aber ich fürchtete, der gehorsame Pressunterthan, der die Lösung findet, hätte damit auch gewusst, wem er den Reingewinn..... πάντα ῥεῖ sagte der griechische Weise. In die Sprache einer moderneren Weltanschauung übertragen, heisst das: Alles fliesst dem Pensionsfonds der »Concordia« zu...

*

Die Abschiedsworte jubilierender oder gastierender Bühnenkünstler werden in der Tagespresse sonst mit stenographischer Treue verzeichnet. Bei Yvette Guilbert, die jüngst ihr Gastspiel im Theater an der Wien beendete, ist eine Ausnahme gemacht worden. Nur mit ihrem Empfang hat man's diesmal genau genommen, und die zudringlichsten Hôtelbelagerer wurden auf den Ankömmling losgelassen, der zwischen Verhandlungen mit dem Zimmerkellner und dem Gepäckträger die »Vertreter der Presse« begrüssen musste. Aber vielleicht wird es weitere Kreise interessieren, dass Frau Yvette auch vor ihrer Abreise nicht unterlassen hat, sich mit der Wiener Presse auseinanderzusetzen. Was sie bei dieser Gelegenheit sagte, hat kein Wiener Zeitungsleser erfahren:

»Apparaissant ce soir pour la dernière fois devant Vous, je tiens à remercier le public Viennois du chaleureux accueil qui nous a été fait, qui nous fera oublier les ‚rosseries', disons le mot français, de la presse«.

* * *

DER PENSIONSFONDS

Februar 1902

Die Aufführungen der »Schönen Helena« durch Mitglieder des Hofoperntheaters haben den Tadel der Presse gefunden. Man mag den Sängern auch in der Tat die Unlust angemerkt haben, für einen ihnen so fernliegenden Zweck zu wirken: für den Pensionsfonds der Mitglieder des Hofoperntheaters. Gewiß hätten die Stimmen frischer geklungen, gewiß wäre die »Erniedrigung« zu Offenbach nicht so peinlich fühlbar und durch bessere Komik vermittelt gewesen, wenn all' die Liebesmüh' auch diesmal wieder jenem andern Pensionsfonds gefrommt hätte, dem — wie sage ich nur gleich? — dem richtigen Pensionsfonds, ihm, dessen Mehrung die Sorge der Wiener Theaterleute von altersher gilt und der wohl »der Pensionsfonds als solcher« genannt werden könnte. Wäre für ihn gespielt worden, unmöglich hätte schon die erste Vorstellung so schlecht ausfallen können, daß die Kritik das Publikum von dem Besuche der beiden anderen hätte abschrecken müssen. Scharfsinnige Leser werden erraten, welcher Pensionsfonds hier gemeint ist. Ich hätte die Frage gern in Form eines Preisrätsels gestellt. Aber ich fürchtete, der gehorsame Preßuntertan, der die Lösung findet, hätte damit auch gewußt, wem er den Gewinn hätte zuwenden müssen. πάντα ῥεῖ sagte der griechische Weise. In die Sprache einer modernen Weltanschauung übertragen, heißt das: Alles fließt dem Pensionsfonds der »Concordia« zu.

5

Februar 1904

Wir machen jetzt eine Trebitsch-Bewegung durch. Früher hieß es jede Woche: Österreich hat wieder einen Dichter. Die Sache war langweilig geworden. Da erklang, neuartig und überraschend, der Ruf: Österreich hat wieder einen Übersetzer!, und die Wiener Literaten wetteiferten, diesem Siegfried Trebitsch, der auszog, den Drachen einer fremden Sprache zu überwinden, und irrtümlich die deutsche erlegte, die Palme reichen zu dürfen. Noch nie ~~zwar~~ hatten schlechte Übersetzungen so viel Staub aufgewirbelt. Da man endlich die Affäre durch die Aufklärung eines Mannes, der englisch versteht, erledigt glaubte, erstanden Herrn Trebitsch erst recht begeisterte Verteidiger. Kommende Literaturforscher werden vielleicht auch unserer Zeit noch eine gewisse Zurücksetzung der Originalgenies vorzuwerfen haben. Aber sie werden über die Fixigkeit staunen, mit der man in Wien die Übersetzer ans Licht gezogen hat. Freilich hat Herr Trebitsch auch Novellen geschrieben, über die in großen Blättern ernsthaft referiert wurde. Aber ich halte die Entschuldigung, es sei »noch immer besser«, wenn reiche junge Leute ihr Geld statt für Rennen für Dichten ausgeben, für eine Perfidie. Ich bin auf das äußerste dafür, daß reiche junge Leute, die auch nur den geringsten Trieb zum Novellenschreiben verspüren, sofort zum Rennen geführt werden und daß sie im Zweifel immer lieber sich als die Literatur ruinieren ~~sollen~~ Indes, nicht dem produktiven Trebitsch, sondern dem Mann, der die Stücke des Herrn Shaw aus dem Englischen in eine fremde Sprache übersetzt, gilt die Begeisterung der Wiener journalistischen Freunde. Mit der Ideenwelt eines englischen Satirikers würden wir uns nur schwer abfinden können. Aber Herr Shaw dringt bei uns durch, weil wir ihm die Kenntnis von Trebitsch's Übersetzungen zu verdanken haben.

HARTLEBENS FREUND

Februar 1905

Otto Erich ist tot. Und wenn einer tot ist, so gehört wahrlich nicht viel Mut dazu, herzugehen und zu behaupten, man sei mit ihm »intim« gewesen. Aber einer nach dem andern meldet sich, verletzt die einem Verstorbenen schuldige Pietät und nennt sich seinen Freund. Man wußte gar nicht, daß Hartleben, der mitunter recht abweisend sein konnte, so viele seiner Wesensart fremde Herren, die gar nicht trinken und nur schlecht essen können, an seinen Stammtischen zwischen Wien, München, Zürich und Berlin und selbst auf seinem Ruhesitz am Gardasee geduldet hat. Nichts konnte sie ihm nahebringen, ~~und das einzige, was~~ den Allzudeutschen ihnen näherbrachte, war die ~~Möglichkeit~~, »Salo« mit vertrauterem Akzent auszusprechen. Das scheint ~~allerdings genügt zu~~ haben. Und so entwickelte sich nach Hartlebens Tode eine ungemein herzliche Beziehung. Wem fällt nicht, wenn von einer zwar einseitigen, aber um so größeren Vertraulichkeit die Rede ist, der Name Rudolf Lothar ein? Er vor allem konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, nach Hartlebens Tode in der noch immer lebenden ‚Wage' zu erzählen, daß er mit ihm einst in einer Münchener Weinstube gesessen habe. »Wir hatten eine Flasche guten Mosels vor uns und wir waren sehr vergnügt, Otto Erich und ich.« Das kann man sich vorstellen, und besonders Otto Erich mag guter Dinge gewesen sein, wenn er sich etwa den »Mosel« als eine Diminutivform dachte und mit dessen Bestellung eine etwas tendenziöse Aufmerksamkeit für seinen Gast verband. Trotzdem muß selbst Herr Lothar zugeben, daß »die Unterhaltung eigentlich zweisilbig war«. »Sie bestand in dem gewissenhaften und nachdrücklichen ‚Prosit' beim Heben der Gläser«. Wie es eben bei kerndeutschen Männern Sitte ist. »Als wir dann das Wirtshaus verließen, wunderten wir uns sehr, nicht überall lachende Gesichter zu sehen.« Besonders wieder Otto Erich, der ja als Humorist ein starkes Gefühl für Kontrastwirkungen gehabt haben muß. Dennoch soll er es noch öfter mit Herrn Lothar versucht haben. Wenigstens behauptet es der Überlebende. Aber es muß ein eigentümlicher Verkehr gewesen sein. »Wir standen uns nahe«, bekennt Lothar, »und unser ganzes Leben hindurch haben wir doch nicht mehr als ein Dutzend Worte miteinander gewechselt«. Es stimmt auffallend. Ich habe nachgezählt: »Ich möchte Sie für die Neue Press' interviewen!« sagte der eine, wobei er dem andern sehr nahe stand. »Belästigen Sie mich nicht!«, erwiderte der andere. Das gibt genau ein Dutzend Worte. Herr Lothar meint es aber anders. »Manche Menschen«, versichert er, »haben die wundervolle Gabe, sich ohne Sprache mitteilen zu können ... Hartleben war nie redselig. Er war sparsam mit dem Worte«. Herrn Lothar ~~ist diese Gabe wie man weiß~~, nicht ~~eigen~~. Er sieht mehr auf die Quantität ~~als auf die Qualität seiner Rede~~. In dem Nachruf für Hartleben zum Beispiel, in dem sich Gesinnung und Ausdruck vollständig decken, behauptet er, das Weib sei eine »Sphinx«, die wir immer begegnen, wenn wir das Glück suchen« — eine Konstruktion, der wir immer begegnen, wenn wir ~~die Leopoldstadt~~ suchen. Aber die Menschen sind eben verschieden. Der eine bleibt stumm wie das Grab, und der andere schließt aus solcher Verschlossenheit auf eine freundschaftliche Gesinnung. Jener würde daraufhin vielleicht die Sprache gewinnen, wenn — nun, wenn ein Grab nicht stumm wäre wie ein stiller Zecher.

Freien Presse', der bekanntlich die Fähigkeit des Mannes nach jeder Richtung sorgfältig untersucht hat — »erklärt, zur Gräfin niemals in anderen Beziehungen gestanden zu sein als in jenen eines Mannes von Ehre zu einer Frau, die auf das allgemeine Mitgefühl Anspruch hat.« (12. Februar). Diese Ehrloserklärung sämtlicher Männer, die je zu Frauen in außerehelichem Verhältnis gestanden sind, ist ein Folgeübel. Die Heuchelei einer europäischen Gesittung, die, was sie heimlich liebt, öffentlich verachten muß und bei Tag verleugnet, was sie bei Nacht tut, die die Ausübung der natürlichsten Funktionen bisher bloß an den Frauen rächte und die geilsten Männer als Sittenrichter über die »Gefallene« legitimierte, ist bei der Vermengung von Sexualität und »Ehre« glücklich bis zu jenem Stadium der Gehirnerweichung gelangt, wo auch der Charakter des Mannes nach der Zahl außerehelicher Geschlechtsakte beurteilt wird. Dies könnte zur Auffassung der lieben Wiener Leserin stimmen, deren unwandelbares Puppengesichtchen der Schöpfer einem einzigen Manne bestimmt hat: selbst diesem ruft sie, sein zärtliches Werben ethisch wertend zu: O, Sie Schlimmer!

. . .

Otto Erich ist tot, und jetzt ist's keine Kunst, mit ihm »intim« gewesen zu sein. Wie viele waren es! Man wußte gar nicht, daß er der mitunter recht abweisend sein konnte, so viele seiner Wesensart fremde Herren, die schlecht essen und gar nicht trinken können, an seinen Stammtischen zwischen Wien, Salo, München, Zürich und Berlin geduldet hat. Nichts konnte sie ihm nahebringen, und das einzige, was den Allzudeutschen ihnen näherbrachte, war die Möglichkeit, das Wort »Saló« mit vertrauterem Betonung auszusprechen. Das scheint allerdings genügt zu haben. So entwickelte sich nach Hartleben's Tode ein recht freundschaftlicher Verkehr. Wem fällt nicht, wenn von einer zwar einseitigen,

aber umso ~~herzlicheren~~ Vertraulichkeit die Rede ist, der Name Rudolf Lothar ein? Er ~~ließ~~ sich nicht die Gelegenheit entgehen, nach Hartleben's Tode in der noch immer lebenden ‚Wage' zu melden, daß er mit ihm einst in einer Münchener Weinstube gesessen habe. »Wir hatten eine Flasche guten Mosels vor uns und wir waren sehr vergnügt, Otto Erich und ich«. Besonders Otto Erich, wenn er sich ~~nämlich~~ den »Mosel« als eine Diminutivform ~~und~~ dessen Bestellung ~~als~~ eine etwas tendenziöse Aufmerksamkeit für seinen Gast ~~dachte~~. »Die ~~Unterhaltung~~«, ~~berichtet~~ Lothar, »war eigentlich zweisilbig. Sie bestand in dem gewissenhaften und nachdrücklichen ‚Prosit' beim Heben der Gläser«. Wie es eben bei kerndeutschen Männern Sitte ist. »Als wir dann das Wirtshaus verließen, wunderten wir uns sehr, nicht überall lachende Gesichter zu sehen«. Besonders wieder Otto Erich, der ja als Humorist ein starkes Gefühl für Kontrastwirkungen haben mußte. ~~Seit dieser Enttäuschung~~ soll er es noch öfter mit Herrn Lothar versucht haben. Wenigstens behauptet es der Überlebende. Aber es muß ein eigentümlicher Verkehr gewesen sein. »Wir standen uns nahe«, bekennt Lothar, »und unser ganzes Leben hindurch haben wir doch nicht mehr als ein Dutzend Worte mit einander gewechselt«. Das erkläre ich mir so. »Ich möchte Sie für die Neue Press' interviewen!«, sagte der eine, wobei er dem andern sehr nahe stand. »Belästigen Sie mich nicht!«, erwiderte der andere. Das gibt genau ein Dutzend Worte. Herr Lothar erklärt es anders. »Manche Menschen«, versichert er, »haben die wundervolle Gabe, sich ohne Sprache mitteilen zu können . . . Hartleben war nie redselig. Er war sparsam mit dem Worte«. Herrn Lothar ist diese Gabe, wie man weiß, nicht eigen. Er ~~spricht viel und~~ sieht mehr auf die Quantität als auf die Qualität seiner Rede. In dem Nachruf für Hartleben z. B., in dem sich Gesinnung und Ausdruck ~~ungefähr~~ decken, behauptet er, das Weib sei eine »Sphinx, die wir immer begegnen, wenn wir das Glück suchen« — eine Wendung, der wir immer begegnen, wenn wir die Leopoldstadt ~~be~~suchen. ~~Aehl~~ die Menschen sind eben verschieden. Der eine bleibt stumm wie das Grab und der andere versteht es dafür, aus solcher Verschlossenheit auf freundschaftliche Gesinnung zu schließen. Der andere würde daraufhin

Die Fackel

Nr. 7 WIEN, ANFANG JUNI 1899

Johann Strauß. Juni 1899

Der »größte Wiener« ist vor einigen Tagen zugrabe getragen worden und anstatt der Wiener gab ihm eine Gesellschaft von Premièrenbesuchern das letzte Geleite ... Auf einem Zeitungsinserat war neulich der Stefansthurm zu sehen, von dessen Höhe ein speculativer Schuhwarenhändler seine Ware der Wiener Menschheit feilbietet. In seiner einfachen Symbolik hat dies Annoncenbild das Schicksal aller Volksthümlichkeit schmerzlich ahnen lassen. Lange vorher war das andere WahrzeichenWiens, Johann Strauß, entwertet. Im Takte seiner »Schönen blauen Donau« begann sich eines Tages eine Gesellschaft von Jobbern und Reportern zu wiegen; ein Ring von Tarokspielern und Theateragenten hielt seitdem fast mit physischer Gewalt die Schöpferkraft des Genius umschlossen. Damals starb Johann Strauß, heiratete und ward Ehrenmitglied der »Concordia«. An dem Tage, da das geistige Wien sich den Zwischenträgern der Cultur zu eigen gab, da der naivste und echteste Schöpfer auf die Bahn hastigen Tantièmenerwerbs geführt ward, hat die Tragödie Johann Strauß' ihren Anfang genommen. In einem Zeitraum von zwanzig Jahren, in welchem die Erhaltung aller künstlerischen Ursprünglichkeit dem Volke so nothwendig gewesen wäre, wurde der musikalische Inbegriff des Wiener-

thums zum Gebrauche der Börsensalons hergerichtet. Heute betrauert Herr Julius Bauer den Verlust eines Tarokpartners, Herr Bernhard Buchbinder tröstet sich mit dem Ausrufe: »Er war unser!« und Herr Siegfried Löwy ~~stellt sich mit einem sinnigen Kranz ein, auf dessen Schleifen er und die Gattin~~ einen »letzten Gruß von den Donaunixen« ~~entbietet~~ ....

Bald reichlicher, bald spärlich, aber ununterbrochen floss der Tintenstrom über die »Affaire«. Seit dem 13. Januar vergangenen Jahres lieferten die Correspondenten alltäglich einige Spalten, und das Pathos der weisen Nathans des Leitartikels umbrandete die Teufelsinsel. Trotzdem schleppte sich die Sensation etliche Monate mühsam in Havas- und »eigenen« Depeschen fort. Dann gewannen die Revisionisten die Oberhand, der Zusammentritt des Cassationshofes brachte die größte Spannung, und sein Urtheil rief den höchsten Jubel auf der einen, die höchste Erbitterung auf der andern Seite hervor, deren Wiederhall und erneuerter Ausbruch noch oft aufeinanderstoßen dürfte. »Dreyfusard« und »Antidreyfusard« bleiben wohl für die erregte Parlamentsdebatte Schmähwörter wie das immer wieder auftauchende »Panama!«. — Der Capitän aber wird bis zu seiner vollständigen Acclimatisation an Paris und bis tüchtige Correspondenten sein Einleben in den Schoß der Familie nach allen Richtungen ermittelt haben, seinen Stammplatz in den Zeitungsspalten behaupten — ein Dauererfolg, um den ihn selbst gekrönte Häupter von der Rührigkeit Wilhelms II., selbst die modernsten Helden der activen Reclame be-

JOHANN STRAUSS

Juni 1898

Der »größte Wiener« ist vor einigen Tagen zu Grabe getragen worden, und anstatt der Wiener gab ihm eine Gesellschaft von Premièrenbesuchern das letzte Geleite ... Auf einem Zeitungsinserat war neulich der Stefansturm zu sehen, von dessen Höhe ein spekulativer Schuhwarenhändler seine Ware der Wiener Menschheit feilbietet. In seiner einfachen Symbolik hat das Annoncenbild das Schicksal aller Volkstümlichkeit schmerzlich ahnen lassen. Aber lange vorher schon war das andere Wahrzeichen Wiens, Johann Strauß, entwertet. Im Takte seiner »Schönen blauen Donau« begann sich eines Tages eine Gesellschaft von Jobbern und Reportern zu wiegen. Ein Ring von Tarokspielern und Theateragenten hielt ~~beitdem~~ fast mit physischer Gewalt die Schöpferkraft des Genius umschlossen. Damals starb Johann Strauß, heiratete und ward Ehrenmitglied der »Concordia«. An dem Tage, da das geistige Wien sich den Zwischenträgern der Kultur zu eigen gab, da der naivste und echteste Schöpfer ~~auf die Bahn hastigen Tantièmenerwerbs geführt ward,~~ hat die Tragödie Johann Strauß ihren Anfang genommen. In einem Zeitraum von zwanzig Jahren, in welchem uns die Erhaltung aller künstlerischen Ursprünglichkeit so notwendig gewesen wäre, wurde der musikalische Inbegriff des Wienertums zum Gebrauche der Börsensalons hergerichtet. Heute betrauert Herr Julius Bauer den Verlust eines Tarokpartners, Herr Bernhard Buchbinder tröstet sich mit dem Ausruf¢: »Er war unser!« und Herr Siegfried Löwy entbietet einen »letzten Gruß von den Donaunixen«.

GIRARDI

Dezember 1900

Es ist alles wahr, was über den volkstümlichsten Schauspieler in diesen Tagen geschrieben wurde. Nur, wer sich das Betreten von Gemeinplätzen untersagt hat, schwieg ~~oder~~ wartete, bis die Schar der Feuilleton-Gratulanten sich verzogen hatte. Hat er nicht selbst, wenn er das Chaos von Karten und Geschenken, Telegrammen und Feuilletons übersah, sich gefragt, ob das Verhältnis der Spender und Sender zu seinem Wesen und Wirken ein natürliches sei? Waren es »die Wiener«, die sich an diesem Ehrentag, die sich seit Jahren um ihn gruppieren, die ihn nicht mehr loslassen wollen, die sich brüsten, ihn entdeckt und ihn »gemacht« zu haben? Waren es nicht dieselben Gesichter, die hinter dem Sarge Johann Strauß' ~~zu sehen waren~~? Und das Volk? Wo trauerte es damals? Wo jubelte es heute? Es trauert, seit es seine Gefühle routinierten Vertretern überließ, im Stillen ... Und Girardi betrachtete noch einmal das »prachtvolle Blumenarrangement«, das Herr Russo gesendet hatte, das silberne Tintenzeug des Herrn v. Königswarter mit der sinnigen Widmung am Rande »Sie mögen nie in der Tinte sitzen«, die Adresse des geistigen Wien, in der die Worte standen: »Du bist ein Kind des Volkes«, und unter der die Herren ~~Bauer und~~ Landesberg, ~~Spiegl und Weinbergen~~ Singer und Szeps unterzeichnet waren. Und von dem Lärm des Tages müde, nahm er sich vor, das Fest, das Wien mit ihm gefeiert, in stiller Zurückgezogenheit bei Löwys zu beschließen.

Türkische Orden

April 1904

Ein türkischer Orden ist eine Ehrenbeleidigung. Will man ihn, so ist man ein Masochist. Ein türkischer Orden muß aber, um als Beleidigung ernst genommen zu werden, echt sein. Die Verleihung eines falschen türkischen Ordens ist ein dummer Spaß, eine fingierte Ohrfeige, die den Empfänger weder kränkt noch beglückt. Zahllose Menschen sind jetzt unglücklich, weil's keine ~~wirkliche~~ Beleidigung war. Die Affäre der falschen türkischen Ordensauszeichnungen sei, so heißt es, »auch für eine ziemlich große Anzahl von Personen in Österreich-Ungarn von einiger Bedeutung«. Sie, die »mit nicht unbeträchtlichen Kosten türkische Dekorationen erworben zu haben glaubten und die mit diesen öffentlich erschienen, sind schon unterrichtet, daß sie dupiert worden sind«. Mein Gott, über Geschmackssachen läßt sich nicht streiten. Aber mir könnte man die Summe, die man für einen türkischen Orden geben müßte, hinlegen, ich würde ihn nicht nehmen. Ich würde eine türkische Auszeichnung nicht auf mir sitzen lassen. Ich gelte ohnedies schon als Streber, weil ich auf den Franz Josephs-Orden ~~des Stukart und auf den Hofratstitel des Hahn spitze~~. Keinesfalls aber würde ich für meine Person einen falschen türkischen Orden ~~geringer werten~~ als einen echten. Darum kann ich die Enttäuschung, die sich jetzt der meisten Mitbürger bemächtigt hat, ~~nicht nachfühlen~~. Die Enthüllung scheint niederschmetternd ~~gewirkt zu haben~~ und in einem zweiundeinhalb Spalten langen Artikel bemüht sich das ‚Neue Wiener Tagblatt', das ja auch vor Sultansthronen ein demokratisches Organ ist, die Panik zu schildern. Nur mit dem Ringtheaterbrand dürfte diese Katastrophe vergleichbar sein; jeder zweite Wiener hat einen Verlust zu beklagen. Die Verwirrung ist eine grenzenlose: »bei dem Umfange, den die Fälschungen hatten, sind die auswärtigen Regierungen ganz außerstande festzustellen, welche Personen echte und welche falsche türkische Dekorationen besitzen«. Das ist ja das Furchtbare, dieser nagende Zweifel: ich habe einen Medschidie, und ~~man glaubt mir ihn nicht~~. Bei einem Baby kann man doch wenigstens aus der Ähnlichkeit mit dem Hausfreund Schlüsse ziehen, die keinen Zweifel übrig lassen, aber bei einem Orden? Was nützt es, daß das ‚Neue Wiener Tagblatt' beruhigend versichert, die Regierungen würden sich »angesichts der komplizierten Sachlage« nicht veranlaßt sehen, »irgendeine der schon erteilten Bewilligungen zum Tragen türkischer Orden in Frage zu stellen, mag nun der Orden ein echter oder ein unechter sein«? Immer bleibt etwas hängen. Und auf dem Concordiaball werden sie das immer an der Brust hängende ~~Ding~~ mit ironischem Zweifel betrachten. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat leicht versprechen: »Wer die Bewilligung zum Tragen schon hat, hat den türkischen Orden!«, aber Herr Wilhelm Singer wird der erste sein, der ein freies Wort über die Zustände der Türkei, die eine derartige Entwertung von Orden herbeigeführt haben, sich vom Herzen sprechen und seine Sehnsucht westlicheren Staaten zuwenden wird. Die unbeliebteste Persönlichkeit in Europa ist jetzt unstreitig jener ehrliche Türke, der den Schwindel aufgedeckt, jener »Mahmud«, der weit und breit die Saaten froher Hoffnungen zerstampft hat. Und dennoch sollte man ihm dankbar sein. Mit dem Medschidie haben Industrieritter, Bankdiebe und Erpresser das »besondere Merkmal«, das sie sofort kenntlich und ein Entwischen unmöglich machte, ~~eingebüßt~~. Denn wie ist eigentlich der Vorgang bei der Verleihung der hinterwärts von Temesvar wachsenden Orden? Die ausländische Regierung läßt durch ihren Vertreter bei der Regierung anfragen, »ob gegen die für die Auszeichnung vorgeschlagene Person keine Bedenken vorliegen«. Wenn ja, steht der Verleihung nichts im Wege.

TÜRKISCHE ORDEN

April 1904

Ein türkischer Orden ist eine Ehrenbeleidigung. Will man ihn, so ist man ein Masochist. Ein türkischer Orden muß aber, um als Beleidigung ernst genommen zu werden, echt sein. Die Verleihung eines falschen türkischen Ordens ist ein dummer Spaß, eine fingierte Ohrfeige, die den Empfänger weder kränkt noch beglückt. Zahllose Menschen sind jetzt unglücklich, weil's keine echte Beleidigung war. Die Affäre der falschen türkischen Ordensauszeichnungen sei, so heißt es, »auch für eine ziemlich große Anzahl von Personen in Österreich-Ungarn von einiger Bedeutung«. Sie, die »mit nicht unbeträchtlichen Kosten türkische Dekorationen erworben zu haben glaubten und die mit diesen öffentlich erschienen, sind schon unterrichtet, daß sie dupiert worden sind«. Mein Gott, über Geschmackssachen läßt sich nicht streiten. Aber mir könnte man die Summe, die man für einen türkischen Orden geben müßte, hinlegen, ich würde ihn nicht nehmen. Ich würde eine türkische Auszeichnung nicht auf mir sitzen lassen. Ich gelte ohnedies schon als Streber, weil ich auf den Franz Josephs-Orden des Stukart und auf den Hofratstitel des Hahn spitze. Keinesfalls aber würde ich für meine Person einen falschen türkischen Orden geringer werten als einen echten. Darum kann ich die Enttäuschung, die sich jetzt der meisten Mitbürger bemächtigt hat, kein Herz haben. Die Enthüllung scheint direkt niederschmetternd zu wirken, und in einem zweiundeinhalb Spalten langen Artikel bemüht sich das ‚Neue Wiener Tagblatt', das ja auch vor Sultansthronen ein demokratisches Organ ist, die Panik zu schildern. Nur mit dem Ringtheaterbrand dürfte diese Katastrophe vergleichbar sein; jeder zweite Wiener hat einen Verlust zu beklagen. Die Verwirrung ist eine grenzenlose: »bei dem Umfange, den die Fälschungen hatten, sind die auswärtigen Regierungen ganz außerstande festzustellen, welche Personen echte und welche falsche türkische Dekorationen besitzen«. Das ist ja das Furchtbare, dieser nagende Zweifel: ich habe einen Medschidie, und ich habe ihn vielleicht nicht. Bei einem Baby kann man doch wenigstens aus der Ähnlichkeit mit dem Hausfreund Schlüsse ziehen, die keinen Zweifel übrig lassen, aber bei einem Orden? Was nützt es, daß das ‚Neue Wiener Tagblatt' beruhigend versichert, die Regierungen würden sich »angesichts der komplizierten Sachlage« nicht veranlaßt sehen, »irgendeine der schon erteilten Bewilligungen zum Tragen türkischer Orden in Frage zu stellen, mag nun der Orden ein echter oder ein unechter sein«? Immer bleibt etwas hängen. Und auf dem Concordiaball werden sie das, was immer an der Brust hängt, fortan mit ironischem Zweifel betrachten. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' hat leicht versprechen: »Wer die Bewilligung zum Tragen schon hat, hat den türkischen Orden!«, aber Herr Wilhelm Singer wird der erste sein, der ein freies Wort über die Zustände der Türkei, die eine derartige Entwertung von Orden herbeigeführt haben, sich vom Herzen sprechen und seine Sehnsucht westlicheren Staaten zuwenden wird. Die unbeliebteste Persönlichkeit in Europa ist jetzt unstreitig jener ehrliche Türke, der den Schwindel aufgedeckt, jener »Mahmud«, der weit und breit die Saaten froher Hoffnungen zerstampft hat. Und dennoch sollte man ihm dankbar sein. Mit dem Medschidie haben doch Industrieritter, Bankdiebe und Erpresser das »besondere Merkmal«, das sie sofort kenntlich und ein Entwischen unmöglich machte, glücklich verloren. Denn wie ist eigentlich der Vorgang bei der Verleihung der hinterwärts von Temesvar wachsenden Orden? Die ausländische Regierung läßt durch ihren Vertreter bei der österreichischen Regierung anfragen, »ob gegen die für die Auszeichnung vorgeschlagene Person keine Bedenken vorliegen«. Wenn ja, steht der Verleihung nichts im Wege.

Die Krankheit—1

DIE KRANKHEIT DES KÖNIGS VON ENGLAND

Juni 1902

(Bericht der ‚Fackel': Wörtliche Zusammenstellung aus den Meldungen der ‚Neuen Freien Presse' ~~in der Sprache des Originals~~)

25. Juni: Der König ist an einer Blinddarmentzündung erkrankt und hat sich soeben einer Operation unterzogen. An der Börse erlitten Konsols einen starken Kursrückgang. Jedermann hofft das Beste, aber es ist nicht viel behauptet, wenn man sagt, daß alle Herzen zittern. Die finanziellen Verluste werden gewaltig sein. Die letzten Privatdepeschen lauten beunruhigend. Der Sultan verlieh dem König Eduard den osmanischen Hausorden. Man erhofft große Erleichterung. Sarah Bernhardt, welche in London weilt, vermochte keinen Platz für die Zeremonie in der Westminster-Abtei zu erlangen; sie ließ direkt an den König, welchen sie noch als Prinz von Wales gekannt hat, die Bitte um einen Platz gelangen und erhielt eine günstige Antwort. Hofrat Notnagel äußert sich über die Krankheit und Operation des Königs zu einem unserer Mitarbeiter in folgender Weise: ‚Im Allgemeinen ist eine Voraussage über den Verlauf der Krankheit und der Operation des Königs Eduard ganz unmöglich'.

26. Juni: Sein Zustand ist soweit zufriedenstellend. Heute ist heller Sonnenschein und die Luft köstlich erfrischt. Die Berliner Blätter fassen den Zustand des Königs von England als bedenklich auf. Vitalität nach der Operation ... ~~Kräftereserve ...~~ besondere Komplikationen ... ~~günstige Chance ... Abszeß ...~~ Fluktuationen ... Consensus der Ansichten ... ~~Optimismus~~ Sehr günstigen Eindruck machte es, als der Herzog und die Herzogin von Aosta von ihrem Palais in Park-Lane nach dem Buckingham-Palast fuhren, um mit der königlichen Familie das Luncheon einzunehmen.

27. Juni: Die über das Befinden des Königs im Laufe des Tages ausgegebenen Bulletins sind soweit günstig. Allein während der nächsten zwei oder drei Tage muß selbstverständlich noch große Spannung herrschen. Es besteht eine Wiederkehr des Verlangens nach Nahrung, dem nur sehr sorgfältig stattgegeben werden kann. Die Gesichter bei Hofe sind heute weniger ernst. Die Tatsache, daß zwei Tage seit der Operation vergangen sind, ohne daß eine Komplikation zu entdecken wäre, hat die große Spannung gehoben. Die Nichtveröffentlichung von Puls und Temperatur ist ein Akt der Diskretion. Es verlautet, der König habe die Schmerzen zuerst wahrgenommen, nachdem er bei der Truppenschau am 20. Mai ein ungewöhnlich unruhiges Pferd geritten, und möglicherweise habe damals sich ein physikalischer Einfluß mit so bedenklichen Folgen geltend gemacht. Der König liegt in einem äußerst schmalen Bett. Der König war gestern so wohl, daß er die Tagesblätter lesen konnte. Demnach ist der Ausblick soweit entschieden günstig. Der Prinz von Wales wurde zum überzähligen General ernannt. Der König hat neuen Mut gefaßt. Königin Alexandra ist fast unausgesetzt mit der Linderung seiner Leiden beschäftigt. ‚Daily Mail' erfuhr aus zuverlässiger Quelle, daß die Genesung des Königs als sicher antizipiert wird. Die größte Genugtuung herrscht bei Hofe. Die ‚Times' erklärt, das Schlußbulletin enthalte Worte und Fakten, welche die Warnung bestärken, welche wir beständig erteilt haben, wonach das Publikum für die nächsten paar Tage nicht zu ausgiebig den Hoffnungen huldigen darf, die wir alle hegen. Es besteht eine allgemeine Verminderung jener deprimierenden Gerüchte, die durch die Plötzlichkeit der Enthüllung an Triebkraft gewannen. Die Temperatur des Königs ist gemäß dem Herzog von Connaught normal. Nichts wäre gefährlicher als Ungeduld. Heute Morgens sang die Menge vor dem Palast: ‚God save the King'. Auf die Nachricht, daß das für ihr Krönungsessen bestimmte Rindfleisch verkauft werden solle, warf die Menge den Mitgliedern des Komitees die Fenster ein.

28. Juni: Alle Erscheinungen sind heute soweit befriedigend. Der König hat wesentlichen Fortschritt gemacht. Die unbedingt günstige Natur der heutigen Nachrichten rief allenthalben größte Erleichterung hervor. Die Spannung bleibt unvermindert, und die Erleichterung der Leser macht sich rückhaltlos geltend. Schon wird allen Ernstes das Datum der Krönung besprochen, während Mittwoch und teilweise auch gestern der Verlust des Monarchen von den Meisten erwartet wurde. Man kann keine Gefahr riskieren durch verfrühte Bewegung des Königs. Es war der reine Mord, den König vor Ausbruch der dringlichsten Erscheinungen so viel zu bewegen. Die Gefahr unvorhergesehener Komplikationen wird mit jeder Stunde bei vernünftiger Temperatur geringer. Man hat also an keine dramatische Krise zu denken, bis zu deren Eintritt der König besonders gefährdet bliebe oder nach welcher er als besonders sicher gelten dürfte. Zwei erfolgreich an Appendicitis operierte Parlamentarier sind das Zentrum stetiger Anfragen und endloser Belehrungen. Der König erbrach sich entsetzlich. Die Ärzte arbeiteten wie Dämone, um ihn am Leben zu erhalten. Beim Einschnitt begegnete man einer entsetzlichen Menge fettiger Substanz. Der König war so gut wie bewußtlos. Um Kraft zu gewinnen, braucht er Nahrung, und eben das ist mit einiger Schwierigkeit und Risiko verbunden. Die Diät schließt jetzt Suppe, Fisch und gebackene Äpfel ein. Der Patient kann bloß mit Flüssigem ernährt werden. Die Königin Alexandra ist heiter, und zwar je mehr, je besser die Bulletins werden. Der Fortschritt ist anhaltend. Wenn in den nächsten 48 Stunden keine Reaktion erfolgt, so wird die Furcht verschwinden. Die allgemeine Aufheiterung im Palais machte sich gestern an einem Diner mit 50 Gedecken geltend.

29. Juni: Gegen 5 Uhr nachmittags ist dem Vernehmen nach der König in eine sitzende Stellung auf seinem Bette gebracht worden. Die Spannung in allen Klassen der Gesellschaft und des Volkes ist nunmehr gewichen. Mit Hilfe eines Trapezes hat sich der König bereits schon in eine Sitzpositur zu ziehen vermocht. Als er zum ersten Male dieses Experiment versuchte, schob die Königin die Kissen unter seinen Rücken, worauf der Kranke mit einem Erleichterungsseufzer ausrief: »Ah, so ist es besser!« In allen Kreisen tritt ein Gefühl der Erleichterung ein. Die Ärzte schienen erleichtert aufzuatmen. Der König verbleibt in liegender Stellung. Heute abends wird für wahrscheinlich erklärt, daß er diesmal mit dem Leben davonkommt. Der König darf rauchen. Unter gar keinen Umständen wird dem König Rauchen gestattet.

30. Juni: Die Pessimisten überwiegen noch immer.

1. Juli: Roburierende Nahrung ... rekuperative Kraft. Die Königin und die Prinzessinnen verbrachten mehrere Plauderstunden beim König. Der König darf mit niemandem viel reden. ‚Daily Express' dementiert, daß der König sich mittelst eines Trapezes in sitzende Stellung bringen durfte. Abgesehen von der schädlichen Beeinflussung der Wunde durch eine derartige Anstrengung, habe er gar nicht die Kraft dazu.

2. Juli: ‚Standard' erklärt, alle Schlüsse aus der Analogie der eigentlichen Blinddarmentzündung seien hinfällig, da diese gar nicht vorliege.

I

DIE KRANKHEIT DES KÖNIGS VON ENGLAND

(Bericht der ‚Fakel': Wörtliche Zusammenstellung aus den Meldungen der ‚Neuen Freien Presse'.)

Juni 1902

25. Juni: Der König ist an einer Blinddarmentzündung erkrankt und hat sich soeben einer Operation unterzogen. An der Börse erlitten Konsols einen starken Kursrückgang. Jedermann hofft das Beste, aber es ist nicht viel behauptet, wenn man sagt, daß alle Herzen zittern. Die finanziellen Verluste werden gewaltig sein. Die letzten Privatdepeschen lauten beunruhigend. Der Sultan verlieh dem König Eduard den osmanischen Hausorden. Man erhofft große Erleichterung. Sarah Bernhardt, welche in London weilt, vermochte keinen Platz für die Zeremonie in der Westminster-Abtei zu erlangen; sie ließ direkt an den König, welchen sie noch als Prinz von Wales gekannt hat, die Bitte um einen Platz gelangen und erhielt eine günstige Antwort. Hofrat Notnagel äußert sich über die Krankheit und Operation des Königs zu einem unserer Mitarbeiter in folgender Weise: ‚Im Allgemeinen ist eine Voraussage über den Verlauf der Krankheit und der Operation des Königs Eduard ganz unmöglich'.

26. Juni: Sein Zustand ist soweit zufriedenstellend. Heute ist heller Sonnenschein und die Luft köstlich erfrischt. Die Berliner Blätter fassen den Zustand des Königs von England als bedenklich auf. Vitalität nach der Operation ... besondere Komplikationen ... Fluktuationen ... Consensus der Ansichten. Sehr günstigen Eindruck machte es,

als der Herzog und die Herzogin von Aosta von ihrem Palais in Park-Lane nach dem Buckingham-Palast fuhren, um mit der königlichen Familie das Luncheon einzunehmen.

27. Juni: Die über das Befinden des Königs im Laufe des Tages ausgegebenen Bulletins sind soweit günstig. Allein während der nächsten zwei oder drei Tage muß selbstverständlich noch große Spannung herrschen. Es besteht eine Wiederkehr des Verlangens nach Nahrung, dem nur sehr sorgfältig stattgegeben werden kann. Die Gesichter bei Hofe sind heute weniger ernst. Die Tatsache, daß zwei Tage seit der Operation vergangen sind, ohne daß eine Komplikation zu entdecken wäre, hat die große Spannung gehoben. Die Nichtveröffentlichung von Puls und Temperatur ist ein Akt der Diskretion. Es verlautet, der König habe die Schmerzen zuerst wahrgenommen, nachdem er bei der Truppenschau am 30. Mai ein ungewöhnlich unruhiges Pferd geritten, und möglicherweise habe damals sich ein physikalischer Einfluß mit so bedenklichen Folgen geltend gemacht. Der König liegt in einem äußerst schmalen Bett. Der König war gestern so wohl, daß er die Tagesblätter lesen konnte. Demnach ist der Ausblick soweit entschieden günstig. Der Prinz von Wales wurde zum überzähligen General ernannt. Der König hat neuen Mut gefaßt. Königin Alexandra ist fast unausgesetzt mit der Linderung seiner Leiden beschäftigt. ‚Daily Mail' erfuhr aus zuverlässiger Quelle, daß die Genesung des Königs als sicher antizipiert wird. Die größte Genugtuung herrscht bei Hofe. Die ‚Times' erklärt, das Schlußbulletin enthalte Worte und Fakten, welche die Warnung bestärken, welche wir beständig erteilt haben, wonach das Publikum für die nächsten paar Tage nicht zu ausgiebig den Hoffnungen huldigen darf, die wir alle hegen. Es besteht eine allgemeine Verminderung jener deprimierenden Gerüchte, die durch die Plötzlichkeit der Enthüllung an Triebkraft

gewannen. Die Temperatur des Königs ist gemäß dem Herzog von Connaught normal. Nichts wäre gefährlicher als Ungeduld. Heute Morgens sang die Menge vor dem Palast: ‚God save the King'. Auf die Nachricht, daß das für ihr Krönungsessen bestimmte Rindfleisch verkauft werden solle, warf die Menge den Mitgliedern des Komitees die Fenster ein.

28. Juni: Alle Erscheinungen sind heute soweit befriedigend. Der König hat wesentlichen Fortschritt gemacht. Die unbedingt günstige Natur der heutigen Nachrichten rief allenthalben größte Erleichterung hervor. Die Spannung bleibt unvermindert, und die Erleichterung der Leser macht sich rückhaltlos geltend. Schon wird allen Ernstes das Datum der Krönung besprochen, während Mittwoch und teilweise auch gestern der Verlust des Monarchen von den Meisten erwartet wurde. Man kann keine Gefahr riskieren durch verfrühte Bewegung des Königs. Es war der reine Mord, den König vor Ausbruch der dringlichsten Erscheinungen so viel zu bewegen. Die Gefahr unvorhergesehener Komplikationen wird mit jeder Stunde bei vernünftiger Temperatur geringer. Man hat also an keine dramatische Krise zu denken, bis zu deren Eintritt der König besonders gefährdet bliebe oder nach welcher er als besonders sicher gelten dürfte. Zwei erfolgreich an Appendicitis operierte Parlamentarier sind das Zentrum stetiger Anfragen und endloser Belehrungen. Der König erbrach sich entsetzlich. Die Ärzte arbeiteten wie Dämone, um ihn am Leben zu erhalten. Beim Einschnitt begegnete man einer entsetzlichen Menge fettiger Substanz. Der König war so gut wie bewußtlos. Um Kraft zu gewinnen, braucht er Nahrung, und eben das ist mit einiger Schwierigkeit und Risiko verbunden. Die Diät schließt jetzt Suppe, Fisch und gebackene Äpfel ein. Der Patient kann bloß mit Flüssigem ernährt werden. Die Königin Alexandra ist heiter, und zwar je mehr, je besser die Bulletins

Alexandria
Bulletins

werden. Der Fortschritt ist anhaltend. Wenn in den nächsten 48 Stunden keine Reaktion erfolgt, so wird die Furcht verschwinden. Die allgemeine Aufheiterung im Palais machte sich gestern an einem Diner mit 50 Gedecken geltend.

29. Juni: Gegen 5 Uhr nachmittags ist dem Vernehmen nach der König in eine sitzende Stellung auf seinem Bette gebracht worden. Die Spannung in allen Klassen der Gesellschaft und des Volkes ist nunmehr gewichen. Mit Hilfe eines Trapezes hat sich der König bereits schon in eine Sitzpositur zu ziehen vermocht. Als er zum ersten Male dieses Experiment versuchte, schob die Königin die Kissen unter seinen Rücken, worauf der Kranke mit einem Erleichterungsseufzer ausrief: »Ah, so ist es besser!« In allen Kreisen tritt ein Gefühl der Erleichterung ein. Die Ärzte schienen erleichtert aufzuatmen. Der König verbleibt in liegender Stellung. Heute abends wird für wahrscheinlich erklärt, daß er diesmal mit dem Leben davonkommt. Der König darf rauchen. Unter gar keinen Umständen wird dem König Rauchen gestattet.

30. Juni: Die Pessimisten überwiegen noch immer.

1. Juli: Roburierende Nahrung ... rekuperative Kraft. Die Königin und die Prinzessinnen verbrachten mehrere Plauderstunden beim König. Der König darf mit niemandem viel reden. ‚Daily Express' dementiert, daß der König sich mittelst eines Trapezes in sitzende Stellung bringen durfte. Abgesehen von der schädlichen Beeinflussung der Wunde durch eine derartige Anstrengung, habe er gar nicht die Kraft dazu.

2. Juli: ‚Standard' erklärt, alle Schlüsse aus der Analogie der eigentlichen Blinddarmentzündung seien hinfällig, da diese gar nicht vorliegt.

wird, so beträgt die Summe, die die ‚Neue Freie Presse' in der letzten Saison für sachliche Kritik von Direktor Steiner bezogen hat, etwa 2000 Gulden... Am 1. Oktober war eine — unbezahlte — Rezension des Josefstädter Theaters erschienen, die, da sie der Feder eines Redakteurs entstammte, recht ungeschickt geschrieben war. Ihre ersten Zeilen, die einen Heiterkeitssturm in Wien erweckten, sind sprichwörtlich geworden. Sie lauten: »(Theater in der Josefstadt.) Zum erstenmal: ‚Angèle' von O. E. Hartleben; ‚Karrnerleut'' von Karl Schönherr; ‚Der Dieb' von Octave Mirbeau. Ich verkaufe Ihnen Karl Schönherr's ‚Karrnerleut'' und ich verkaufe Ihnen Octave Mirbeau's ‚Der Dieb'. Otto Erich Hartlebens ‚Angèle' verkauf ich Ihnen nicht — obwohl gerade sie ein käufliches Frauenzimmer ist. Herr — diese Angèle, sehen Sie sie an, sie ist entzückend.« Das war einmal ehrlich! Das klang wie der Sehnsuchtsschrei des geborenen Kurzwarenkommis, den ein widriges Geschick zur Theaterkritik verdammt hat. »Ursprünglich dem kaufmännischen Berufe bestimmt, widmete er sich...« Nun, wenn die ‚Neue Freie Presse' dem Publikum Theaterstücke wie Stückware anbietet, macht sie doch kein so gutes Geschäft wie wenn sie dem Theaterdirektor zuruft: »Ich verkauf Ihnen den Artikel über ‚Biscotte'...!«

~~Tourbesuchen, Brüll's~~ »Fehme« gegenüber hat die Kritik den Ton verfehlt. Hohn und Entrüstung klangen so, als ob etwa ein modernes Drama von Wilbrandt zur Diskussion stände. Die Nochnichtdagewesenheit des Ereignisses kam nicht zum Ausdruck, die Sprachlosigkeit dessen, der es erlebte. Was vermögen Worte? Ein Analphabet müßte man sein wie der Autor der »Fehme«, um auszudrücken, was sich da im Burgtheater begab. Nur in unartikulierten Lauten läßt sich darüber berichten. Aber die Wiener Kritik verwendete ganze Sätze und lieferte ihr übliches Burgtheaterfeuilletonpensum. Der Literat Schlenther hat nun doch wieder die Erinnerung an die Zeiten der »Freien Bühne« geweckt, aber freilich der des seligen Rudolfsheimer Volkstheaters. Damals wurde einer Intrigantin zugerufen: »Sie sind die Schlange, die ich an meinem Busen genährt!« Von den Höhepunkten der »Fehme« ~~haben die meisten Kritiker den »Rostbraten mit Zwiebel« und die~~ »Flamme, welche die Glut verzehrt« ~~notiert. Ich habe mir auch gemerkt~~, ~~daß~~ manche Sätze verdächtiger Weise mit dem Worte »Aufgewachsen« beginnen, ~~und daß auf die Frage, ob die Adoptierung eines Mädchens nicht rascher bewilligt werden könnte, geantwortet wird: »Ich habe bereits mit dem Sektionschef gesprochen«. Auffallend war nur, daß nicht gleich Herr Liharzik im Parkett interpelliert wurde. Noch nie gab's in dem unakustischen Theater so intime Wirkungen und das Haus präsentierte sich — drei Wochen vor der Tell-Aufführung — als »ein einzig Volk von Brüdern«...~~ Eine neue Literatur droht jetzt heraufzukommen: die Literatur des Publikums. Sie ist die Reaktion gegen die Literatur der Literaten. Wie's ein beliebiger Parkettbesucher machen würde, wird uns jetzt auf der Szene, wie's ein Zeitungsleser schreiben würde, im Feuilleton gezeigt. Das Burgtheater und die ‚Neue Freie Presse' bringen den Mauschel an sich. Wie sich ein Herr von der Fruchtbörse mit Problemen

herumschlägt, wird auf der ersten deutschen Bühne dargestellt, und im ersten Blatt Deutschösterreichs darf ein Mann, der bloß Harnsäure und nicht das geringste Talent hat, Karlsbader Herbststimmungen verarbeiten. Das muß man gelesen haben. Das läßt sich einfach nicht nacherzählen. Ich meine, daß das Feuilleton vom 10. Oktober noch über die »Fehme« geht. Was da geschrieben wurde, würde ein Leser der ‚Neuen Freien Presse' vielleicht doch nicht zu sprechen wagen. Die Sprache des Stückes »Me schießt« ist klassisches Hochdeutsch dagegen. Zunächst ward in der ungezwungensten Weise eine schöne Seele enthüllt: Der Verfasser bekennt, daß er »die Menge liebt«, aber nicht etwa die misera plebs, sondern die »wohlhabende, behäbige, satte« Menge. »Und keinen Ort der Welt kenne ich, wo ich weniger von der andern Masse gestört bin, unsichtbarer im Meere der Bourgeois untertauchen, an ihren Vorzügen mich laben, an ihren Sünden mich ergötzen und im Gewühle ungestörter mein geliebtes Ich pflegen kann, als Karlsbad«. Ein lieber Kerl, nicht wahr? Was dann — durch neun Spalten — folgt, ist eine einzige berauschende Symphonie auf das Thema: »Jeden Früh, wenn ich aufkomm und ausgeh, trink ich meinen Tee und ess ich meine Eier«. Herr Kohn im »Posthof« und Herr Kohn im »Kaiserpark«. Kein anderer Gedanke. Aber eine unendliche Fülle von Jargonwendungen. »Mitten hinein dränge ich mich in die schiebende, sich stauende Masse«. Das versteht sich doch von selbst. Aber er hat auch ein Auge für die Mitdrängenden und bemerkt unter anderen einen »berühmten Eisenbahndirektor mit seinem pikanten, von einem Herzlbart umrahmten Gesicht«. Ungemein natürlich wirkt die Stelle: »Mein süßes Weibchen hatte sich in den Kopf gesetzt, wir müssen in diesem Jahr unbedingt nach Heringsdorf. Vergebens all mein Bitten und Drohen: ‚Wirst du sehen, ich werde einen schlechten Winter haben...'« Später, da sich die Harnsäure meldet: »Mir scheint, mein Kind, ich werde doch nach Karlsbad müssen.« Der Arzt wird gerufen, »er konstatiert eine ganze Sandbank«. Aber der Anmut des Gedankens ist sogleich wieder die Anmut der Sprache gesellt: »Der Herbst in Karlsbad scheint doch nicht so ohne zu sein«. »Etwas ermüdet nahm ich auf dem Zimmer eine Kleinigkeit«. Die Kellnerin, die »seinen« Tee und »seine« Eier bringt, heißt natürlich »ein goldenes Mädchen«. Später: »Ganymädelchen«. Immer wieder versichert der prächtige Mensch uns, daß er »die Menge liebt«. Aber im Herbst ist's so einsam in Karlsbad. Wohin soll er sich wenden? »Auf den Aberg? Nein, ich hatte keine Lust, am Aberg noch grämlicher zu werden«. Natürlich speist der Mann beim »Hopfenstock«. »Mit einer Aufmerksamkeit werde ich bedient, wahrhaftig rührend«. Nun erfahren wir wieder körperliche Intimitäten. Z. B., daß er sonst, im Sommer, »einen königlichen Appetit entwickelt«. Denn »diese kauende, schmatzende Menge, die machte mir immer Appetit«. Sonderbarer Schwärmer! Er entdeckt, daß die Wohnung unruhig ist. »Höchstens werde ich kein Mittagsschläfchen halten, mein Arzt verbietet es mir auch so regelmäßig, ich könnte zu korpulent werden«... Welch ein Causeur! Zum Schlusse erzählt er uns noch, daß auch Goethe über Karlsbad geschrieben hat.

DIE LITERATUR DES PUBLIKUMS

Oktober 1904

Eine neue Literatur droht jetzt heraufzukommen: die Literatur des Publikums. Sie ist die Reaktion gegen die Literatur der Literaten. Wie's ein beliebiger Parkettbesucher machen würde, wird uns jetzt auf der Szene, wie ein Zeitungsleser schreiben würde, im Feuilleton gezeigt. Das Burgtheater und die ‚Neue Freie Presse' lassen den Mauschel kat' exochen zu Worte kommen. Wie sich ein Herr von der Fruchtbörse mit Problemen herumschlägt, wird auf der ersten deutschen Bühne dargestellt, und im führenden Blatt Deutschösterreichs darf ein Mensch, der bloß Harnsäure und nicht das geringste Talent hat, Karlsbader Herbststimmungen verarbeiten. Der jüngsten Burgtheaterarbeit gegenüber hat die Kritik den Ton verfehlt. Hohn und Entrüstung klangen so, als ob etwa ein Konversationsstück von Wilbrandt zur Diskussion stände. Die Nochnichtdagewesenheit des Ereignisses kam nicht zum Ausdruck, die Sprachlosigkeit dessen, der es erlebte. Was vermag das Wort? Ein Analphabet müßte man sein wie jener Bugtheaterautor, um auszudrücken, was sich da auf der Szene begab. Nur in unartikulierten Lauten ließe sich darüber berichten. Aber die Wiener Kritik verwendete ganze Sätze und lieferte ihr übliches Burgtheaterfeuilletonpensum. Der Literat Schlenther hat nun doch wieder die Erinnerung an die Zeiten der »Freien Bühne« geweckt, aber freilich der des seligen Rudolfsheimer Volkstheaters. Damals wurde einer Intrigantin zugerufen: »Sie sind die Schlange, die ich an meinem Busen genährt!« Von den Höhepunkten der letzten Burgtheaternovität ist eine »Flamme, welche die Glut verzehrt« zu notieren. Und daß manche Sätze verdächtiger Weise mit dem Worte »Aufgewachsen« beginnen. Und daß es überhaupt in dem unakustischen Theater noch nie so intime Wirkungen gegeben hat. Man muß sie erlebt haben. Aber auch das Feuilleton läßt sich nicht nacherzählen und ich glaube, daß es noch über das Drama geht. Was da über Karlsbad geschrieben wurde, würde ein Leser der ‚Neuen Freien Presse' vielleicht doch nicht zu sprechen wagen, und die Redaktion des Weltblattes hat den stilistischen Weichselzopf nicht einmal durchgekämmt. So ist dieses Feuilleton eine einzige berauschende Symphonie auf das Thema: »Jeden Früh, wenn ich aufkomm und aufsteh, trink ich meinen Tee und eß ich meine Eier«. Herr Kohn im »Posthof« und Herr Kohn im »Kaiserpark«. Er bekennt, daß er »die Menge liebt«, aber nicht etwa die Misera plebs, sondern die »wohlhabende, behäbige, satte« Menge. »Und keinen Ort der Welt kenne ich, wo ich weniger von der anderen Masse gestört bin, unsichtbarer im im Meere der Bourgeois unterlaufen, an ihren Vorzügen mich laben, an ihren Sünden mich ergötzen und im Gewühle ungestörter mein geliebtes Ich pflegen kann, als in Karlsbad«. Ein lieber Kerl, gelt? »Mitten hinein dränge ich mich in die schiebende, sich stauende Masse.« Das versteht sich doch von selbst. Aber er hat auch ein Auge für die Mitdrängenden und bemerkt unter anderen einen »berühmten Eisenbahn-

direktor mit seinem pikanten, von einem Herzlbart umrahmten Gesicht«. Ungemein anheimelnd wirkt die Stelle: »Mein süßes Weibchen hatte sich in den Kopf gesetzt, wir müssen in diesem Jahr unbedingt nach Heringsdorf. Vergebens all mein Bitten und Drohen: ‚Wirst du sehen, ich werde einen schlechten Winter haben . . .'« Später, da sich die Harnsäure meldet: »Mir scheint, mein Kind, ich werde doch nach Karlsbad müssen.« Der Arzt wird gerufen, »er konstatiert eine ganze Sandbank«. Aber der Anmut des Gedankens ist sogleich wieder die Anmut der Sprache gesellt: »Der Herbst in Karlsbad scheint doch nicht so ohne zu sein«. Oder: »Etwas ermüdet nahm ich auf dem Zimmer eine Kleinigkeit.« Die Kellnerin, die »seinen« Tee und »seine« Eier bringt, heißt natürlich »ein goldenes Mädchen«. Später: »Ganymädelchen«. Immer wieder versichert der prächtige Mensch uns, daß er die Menge liebt. Aber im Herbst ists so einsam in Karlsbad. Wohin soll er sich wenden? »Auf den Aberg? Nein, ich hatte keine Lust, a m Aberg noch grämlicher zu werden.« Natürlich speist der Mann beim »Hopfenstock«, wo sich die über die ganze Welt zerstreuten Kurgäste zu treffen pflegen. »Mit einer Aufmerksamkeit werde ich bedient, wahrhaftig rührend.« Nun erfahren wir wieder körperliche Intimitäten. Zum Beispiel, daß er sonst, im Sommer, »einen königlichen Appetit entwickelt«. Denn »diese kauende, schmatzende Menge, die machte mir immer Appetit«. Sonderbarer Schwärmer! Er entdeckt, daß die Wohnung unruhig ist. »Höchstens werde ich k e i n Mittagsschläfchen halten, mein Arzt verbietet es mir auch s o regelmäßig, ich könnte zu korpulent werden« . . . Welch ein Causeur! Zum Schlusse erwähnt er aus übertriebener Bescheidenheit, daß auch Goethe über Karlsbad geschrieben hat. Aber beiweitem nicht so plastisch! Und gerade an diesem Unterschied zwischen einem Literaten und einem mitten im Leben stehenden Manne erkennt man, daß der Intellektualismus auf dem richtigen Weg ist. Jeden Früh, wenn er aufkommt und aufsteht, liest er sein Feuilleton, genießt er seinen Leitartikel, mittags geht man auf die Börs', abends trifft man sich in der Burg. Höchstens wird man n i c h t mehr Goethe lesen. Aber wenigstens verlernt man die Sprache nicht.

DIE LITERATUR DES PUBLIKUMS

Oktober 1904

Eine neue Literatur droht jetzt heraufzukommen: die Literatur des Publikums. Sie ist die Reaktion gegen die Literatur der Literaten. Wie's ein beliebiger Parkettbesucher machen würde, wird uns jetzt auf der Szene, wie ein Zeitungsleser schreiben würde, im Feuilleton gezeigt. Das Burgtheater und die ‚Neue Freie Presse' lassen den Mauschel kat' exochen zu Worte kommen. Wie sich ein Herr von der Fruchtbörse mit Problemen herumschlägt, wird auf der ersten deutschen Bühne dargestellt, und im führenden Blatt Deutschösterreichs darf ein Mensch, der bloß Harnsäure und nicht das geringste Talent hat, Karlsbader Herbststimmungen verarbeiten. Der jüngsten Burgtheaterarbeit gegenüber hat die Kritik den Ton verfehlt. Hohn und Entrüstung klangen so, als ob etwa ein ~~modernes~~ Konversationsstück von Wilbrandt zur Diskussion stände. Die Nochnichtdagewesenheit des Ereignisses kam nicht zum Ausdruck, die Sprachlosigkeit dessen, der es erlebte. Was vermag das Wort? Ein Analphabet müßte man sein wie jener Bugtheaterautor, um auszudrücken, was sich da auf der Szene begab. Nur in unartikulierten Lauten ließe sich darüber berichten. Aber die Wiener Kritik verwendete ganze Sätze und lieferte ihr übliches Burgtheaterfeuilletonpensum. Der Literat Schlenther hat nun doch wieder die Erinnerung an die Zeiten der »Freien Bühne« geweckt, aber freilich der des seligen Rudolfsheimer Volkstheaters. Damals wurde einer Intrigantin zugerufen: »Sie sind die Schlange, die ich an meinem Busen genährt!« Von den Höhepunkten der letzten Burgtheaternovität ist eine »Flamme, welche die Glut verzehrt« zu notieren. Und daß manche Sätze verdächtiger Weise mit dem Worte »Aufgewachsen« beginnen. Und daß es überhaupt in dem unakustischen Theater noch nie so intime Wirkungen gegeben hat. Man muß sie erlebt haben. Aber auch das Feuilleton läßt sich nicht nacherzählen und ich glaube, daß es noch über das Drama geht. Was da über Karlsbad geschrieben wurde, würde ein Leser der ‚Neuen Freien Presse' vielleicht doch nicht zu s p r e c h e n wagen, und die Redaktion des Weltblattes hat den stilistischen Weichselzopf nicht einmal durchgekämmt. So ist dieses Feuilleton eine einzige berauschende Symphonie auf das Thema: »Jeden Früh, wenn ich aufkomm und aufsteh, trink ich meinen Tee und eß ich meine Eier«. Herr Kohn im »Posthof« und Herr Kohn im »Kaiserpark«. ⊥ »Mitten hinein dränge ich mich in die schiebende, sich stauende Masse.« Das versteht sich doch von selbst. Aber er hat auch ein Auge für die Mitdrängenden und bemerkt unter anderen einen »berühmten Eisenbahn-

direktor mit seinem pikanten, von einem Herzlbart umrahmten Gesicht«. Ungemein anheimelnd wirkt die Stelle: »Mein süßes Weibchen hatte sich in den Kopf gesetzt, wir müssen in diesem Jahr unbedingt nach Heringsdorf. Vergebens all mein Bitten und Drohen: ‚Wirst du sehen, ich werde einen schlechten Winter haben . . .'« Später, da sich die Harnsäure meldet: »Mir scheint, mein Kind, ich werde doch nach Karlsbad müssen.« Der Arzt wird gerufen, »er konstatiert eine ganze Sandbank«. Aber der Anmut des Gedankens ist sogleich wieder die Anmut der Sprache gesellt: »Der Herbst in Karlsbad scheint doch nicht so ohne zu sein«. Oder: »Etwas ermüdet nahm ich auf dem Zimmer eine Kleinigkeit.« Die Kellnerin, die »seinen« Tee und »seine« Eier bringt, heißt natürlich »ein goldenes Mädchen«. Später: »Ganymädelchen«. Immer wieder versichert der prächtige Mensch uns, daß er die Menge liebt. Aber im Herbst ists so einsam in Karlsbad. Wohin soll er sich wenden? »Auf den Aberg? Nein, ich hatte keine Lust, am Aberg noch grämlicher zu werden.« Natürlich speist der Mann beim »Hopfenstock«, wo sich die über die ganze Welt zerstreuten Kurgäste zu treffen pflegen. »Mit einer Aufmerksamkeit werde ich bedient, wahrhaftig rührend.« Nun erfahren wir wieder körperliche Intimitäten. Zum Beispiel, daß er sonst, im Sommer, »einen königlichen Appetit entwickelt«. Denn »diese kauende, schmatzende Menge, die machte mir immer Appetit«. Sonderbarer Schwärmer! Er entdeckt, daß die Wohnung unruhig ist. »Höchstens werde ich kein Mittagsschläfchen halten, mein Arzt verbietet es mir auch so regelmäßig, ich könnte zu korpulent werden« . . . Welch ein Causeur! Zum Schlusse erwähnt er aus übertriebener Bescheidenheit, daß auch Goethe über Karlsbad geschrieben hat. Aber beiweitem nicht so ~~anschaulich~~! Und gerade an diesem Unterschied zwischen einem Literaten und einem mitten im Leben stehenden Manne erkennt man, daß der Intellektualismus auf dem richtigen Weg ist. Jeden Früh, wenn er aufkommt und aufsteht, liest er sein Feuilleton, genießt er seinen Leitartikel, mittags geht man auf die Börs', abends trifft man sich in der Burg. Höchstens wird man nicht mehr Goethe lesen. Aber wenigstens verlernt man ~~das Mauscheln~~ nicht.

März 1908

Eine farbensatte Schilderung der Reize Venedigs in der ‚Neuen Freien Presse'. »Sehnsucht nach Italien . . .«, »Schon der Klang dieses Namens genügt . . .«, »herrliche Lagunenstadt . . .« Aber da taucht aus mondlichem Glanz, aus dem süßen Traum von Barcarole und Liebe der Name »Grünwald« auf. »Respekt und Bewunderung«, »Genie und Zähigkeit«, »ruhmvolle Lebensaufgabe«. Hat Herr Grünwald Venedig für Österreich zurückerobert? Fast scheint es so. Jedenfalls ist er mehr als ein ~~Gasthofbesitzer~~. »Das ist kein bloßes Hotel mehr, das ist ein Märchenschloß . . . würdig, den klassischen Kunstbauten Venedigs an die Seite gestellt zu werden.« So weiß denn das korrupteste Blatt der Welt selbst aus dem Stimmungszauber der Lagunen Inseratenlohn herauszuschinden. Venedig! ruft es, »schon der Klang dieses Namens genügt . . .« Aber Italien hat noch andere Herrlichkeiten. Im Jargon des Ekonomisten könnte selbst Roms Kapitol Zinsen tragen, und eine neue Devise mag lauten: Neapel sehen und erpressen . . . Als einst ein Kunstkritiker des ‚Extrablatts' Michelangelo mit Anerkennung erwähnte, soll der Chef indigniert gerufen haben: »Der inseriert doch nicht bei uns!« Das war noch ein idealer Kausalnexus zwischen Unbildung und Korruption. Die Leiter der ‚Neuen Freien Presse' sind gebildeter. Wenn sie einmal im lokalen Teil das Zeitalter der Renaissance preisen, dann darf man höchstens vermuten, daß sie es nicht unter einem Betrage von Cinquecento tun.

März 1903

18

Eine farbensatte Schilderung der Reize Venedigs in der ‚Neuen Freien Presse'. »Sehnsucht nach Italien . . .«, »Schon der Klang dieses Namens genügt . . .«, »herrliche Lagunenstadt . . .« Aber da taucht aus mondlichem Glanz, aus dem süßen Traum von Barcarole und Liebe der Name »Grünwald« auf. »Respekt und Bewunderung«, »Genie und Zähigkeit«, »ruhmvolle Lebensaufgabe«. Hat Herr Grünwald Venedig für Österreich zurückerobert? Fast scheint es so. Jedenfalls ist er mehr als ein Hotelier. »Das ist kein bloßes Hotel mehr, das ist ein Märchenschloß . . . würdig, den klassischen Kunstbauten Venedigs an die Seite gestellt zu werden.« So weiß denn das korrupteste Blatt der Welt selbst aus dem Stimmungszauber der Lagunen Inseratenlohn herauszuschinden. Venedig! ruft es, »schon der Klang dieses Namens genügt . . .« Aber Italien hat noch andere Herrlichkeiten. Im Jargon des Ekonomisten könnte selbst Roms Kapitol Zinsen tragen, und eine neue Devise mag lauten: Neapel sehen und erpressen . . . Als einst ein Kunstkritiker des ‚Extrablatts' Michelangelo mit Anerkennung erwähnte, soll der Chef indigniert gerufen haben: »Der inseriert doch nicht bei uns!« Das war noch ein idealer Kausalnexus zwischen Unbildung und Korruption. Die Leiter der ‚Neuen Freien Presse' sind gebildeter. Wenn sie einmal im lokalen Teil das Zeitalter der Renaissance preisen, dann darf man höchstens vermuten, daß sie es nicht unter einem Betrage von Cinquecento tun.